



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Konstruktion nationaler Identität bei Rudolf Hans Bartsch

Verfasserin

Bernadette Harrant

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt: Deutsche Philologie

Betreuer: Doz. Dr. Wolfgang Müller-Funk

*für die frauen der familie,
deren stärke mir vorbild ist*

bh, mai 2010

Inhaltsverzeichnis

I	Einleitung	7
II	Historische Hintergründe	11
1	Österreich-Ungarn – ein quasi-kolonialer Herrschaftskomplex	11
1.1	Begriffsdefinition: Kolonialismus	11
1.2	Österreich-Ungarn postcolonial?	13
2	Machtdiskurs der Deutschösterreicher	18
2.1	Deutschösterreichisches Selbstverständnis	18
2.2	Deutschösterreichischer Nationalismus zwischen Österreicher- und Deutschtum	21
2.3	Österreich-Mission	24
3	Brennpunkt: Steiermark	26
III	Theoretische Grundlagen	32
4	Personale, kollektive und nationale Identitäten	32
4.1	Personale Identität	33
4.2	Kollektive Identität	35
4.3	Nationale Identität	36
5	Othering – Eine Strategie zur Identitätskonstruktion	39
5.1	Grundzüge der Postcolonial Studies	40
5.2	Edward Said	43
	<i>Exkurs: Stereotypenforschung</i>	44
5.3	Homi Bhabha	47
	<i>Exkurs: Mimikry</i>	49
IV	Analyse nationaler Identität bei Rudolf Hans Bartsch	53
6	Textkorpus	53
6.1	Vorbemerkungen	53
6.2	Textauswahl	55

6.3	Beschreibung des Textkorpus	56
6.3.1	<i>Formal-ästhetische Zuordnung</i>	56
6.3.2	<i>Inhaltsbeschreibungen</i>	57
6.3.2	<i>Erzählsituation</i>	59
7	Analyse	61
7.1	Raumphänomene	61
7.2	Steiermark – das „Traumland der Heimverlangenden“	62
	<i>Exkurs: Heimatschutz</i>	65
7.3	Der Mensch als Produkt seiner Umgebung	72
7.4	Aktionsraum Steiermark	78
7.4.1	<i>Strategien zur Legitimierung deutschen Machtanspruches auf die Untersteiermark</i>	78
7.4.2	<i>Der bedrohte Deutsche</i>	80
7.4.3	<i>Kampf gegen den slowenischen Nationalismus</i>	84
7.4	Die Anderen der Deutschösterreicher	86
7.4.1	<i>Slowenen</i>	87
7.4.2	<i>Frauen</i>	91
7.4.3	<i>Ambivalenzen</i>	99
V	Resümee	104
	Literaturverzeichnis	109
	Abstract	120
	Lebenslauf	121

I Einleitung

Der österreichische Schriftsteller Rudolf Hans Bartsch (1873–1952) war zu seiner Zeit ein bekannter Mann: 1908 schlagartig mit seinem Roman *Zwölf aus der Steiermark* bekannt geworden, erreichten einige seiner Bücher eine Auflagenhöhe von an die 100.000 Exemplaren, sein 1912 veröffentlichter Roman *Schwammerl* sollte sein größter Erfolg werden und verkaufte sich in den nächsten 30 Jahren noch über 200.000 Mal und zählte damit „zu den populären Erfolgsschriftstellern der Generation von Rilke und Hofmannsthal“¹. Auch war Rudolf Hans Bartsch Zeit seines Lebens nicht untätig: 78 Werke verzeichnen Gero von Wilpert und Adolf Güdings in ihrer „Erstausgabe deutscher Dichtung“, darunter unzählige Essays und Artikel, die der gebürtige Grazer „Vielschreiber“ in einem Zeitraum von 44 Jahren in diversen Tageszeitungen publizierte. Gemessen an der Anzahl gedruckter Exemplare aller erschienen Bücher, müsste jede/r zweite/r Österreicherin, Österreicher mindestens einen „Bartsch“ im großelterlichen Bücherschrank stehen haben. – Von diesem Ruhm ist nicht viel geblieben; mit Ausnahmen von *Zwölf aus der Steiermark*, das regional noch gelesen werden soll,² ist Rudolf Hans Bartsch nur noch einem kleinen fachwissenschaftlichen, an der (trivialen) Literatur der österreichischen Vor- und Zwischenkriegszeit interessierten Kreis bekannt.³ Erinnerung wird Bartsch, wenn überhaupt, nur noch als Produzent des Mythos ‚Alt-Wien‘, dem vornehmlich in seinen Kurzgeschichten und in einzelnen seiner Romane gehuldigt wird.⁴

¹ Günther Noé: Erinnerungen an Rudolf Hans Bartsch (1873–1952). In: ÖGL, 5 (2003), S. 282.

² Ebd.

³ Die Liste der wissenschaftlichen Abhandlungen über Rudolf Hans Bartsch ist denkbar kurz: zeitgenössische Beschäftigung Brigitte Clementschitsch: *Natur und Landschaft in der Dichtung. Ein Versuch über Rudolf Hans Bartsch*. Universität Wien: Diss. 1933; sehr tendenziös und ausschließlich als Beispiel für die Rezeption Bartschs zu gebrauchen. Biografisch zu Bartsch siehe die beiden Beiträge in der ÖGL: Noé: *Erinnerungen an Rudolf Hans Bartsch (1873–1952)*, S. 282–290, und Uwe Baur: *Einige ergänzende Bemerkungen zu der lebendigen Erinnerung Günther Noés an seinen „Onkel“ Rudolf Hans Bartsch*. Kommentar. In: ÖGL 5 (2003), S. 290–291. Bartschs Leben und Werk beschönigend: Hans Heinz Hahn: *Hofräte, Revoluzzer, Hungerleider. Vierzig verschollene österreichische Literaten*. Wien: Wiener Journal 1990 (Edition Atelier). Kritischer und wissenschaftlich interessanter hingegen: Arnold Klaffenböck: *„In jedem Treppenwinkel blüht hier ein Roman.“ Diskurse von Alt-Neu-Wien in der Unterhaltungsliteratur 1860–1938*. In: Monika Sommer, Heidemarie Uhl (Hg.): *Mythos Alt-Wien. Spannungsfelder urbaner Identitäten*. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2009 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 9). S. 121–149, und Gerhard Pail: *Rudolf Hans Bartsch und sein Roman Brüder im Sturm (1940)*. In: Donald G. Daviau (Hg.): *Austrian writers and the Anschluss. Understanding the past – overcoming the past*. Riverside Calif.: Ariadne Press 1991 (Studies in Austrian literature, culture, and thought). S. 168–186.

⁴ Hier vor allem in den Novellensammlungen *Vom sterbenden Rokoko* (1909) und den *Bittersüßen Liebesgeschichten* (1910) sowie in den Romanen *Die Haindlkinder* (1908) und *Schwammerl* (1912). Einen guten Überblick über die Produzenten des Mythos ‚Alt-Wien‘ mit Beachtung der ideologischen Perspektive

Ein Platz in den Annalen, wenn auch vielleicht nur als Stichwortgeber, ist ihm hingegen in der Musikforschung zu Franz Schubert gewiss: Sein Schubert-Roman *Schwammerl* diente als Vorlage zu Heinrich Bertés Operette *Das Dreimäderlhaus* (1916), die den Ruhm und die Wiederentdeckung Schuberts begründete.⁵

Nach den Entdeckungen der letzten Jahre (Hugo Bettauer, Mela Hartwig/Spira) in logischer Konsequenz also die nächste, längst überfällige Ausgrabung eines österreichischen Schriftstellers der Vor- und Zwischenkriegszeit? – Kaum. Neben der oft fragwürdigen Qualität glänzen die Texte dieses Produzenten *bittersüßer Liebesgeschichten* durch nationalistische und antislawische Hetzen sowie durch ein mehr als nur zweifelhaftes Frauenbild und durch Liebesdarstellungen, die an der Grenze zu Pädophilie angesiedelt sind. Auch passt das Bild von Bartsch als Konstrukteur des Mythos ‚Alt-Wien‘ nicht zu seinem Engagement im Nationalsozialismus: Bartsch war nicht nur mit austrofaschistischen und späteren nationalsozialistischen Größen der literarischen Szene Österreichs wie Robert Hohlbaum oder Franz Karl Ginzkey bestens befreundet, sondern habe sich schon lange vor der Machtübernahme Hitlers als „Arier“ gefühlt, so sein Fast-Neffe Günther Noé in den Erinnerungen an seinen Onkel.⁶ Spätestens mit dem Buch *Brüder im Sturm* (1940) – von Uwe Baur auch als „ideologische[r] Bekenntnis-Roman“ bezeichnet –⁷ lässt sich Bartsch ideologisch eindeutig dem nationalsozialistischen Lager zuordnen. Antislawismus, Antisemitismus und Antiklerikalismus prägen aber bereits sein Frühwerk. Deren Analyse stehen im Zentrum meines Forschungsinteresses.

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit ist die Grundannahme, dass die Bücher Ausdruck eines deutschösterreichischen Machtdiskurses sind. Es wird der Frage nachgegangen, inwieweit in diesem Machtdiskurs eine österreichische Identität konstruiert wird und mit welchen diskursiven Strategien dies erfolgte. Beeinflusst von der Kakanien-Forschung,⁸ die den österreichisch-ungarischen Machtkomplex aus postkolonialer Perspektive beleuchtet,

bietet Klaffenböck: „In jedem Treppenwinkel blüht hier ein Roman.“ Auch finden in diesem Beitrag die Werke Rudolf Hans Bartschs gesonderte Erwähnung.

⁵ Vgl. hierzu Alexander Stillmark: 'Es war alles gut und erfüllt'. Rudolf Hans Bartsch's *Schwammerl* and the Making of the Schubert Myth. In: Ian F. Roe, John Warren (Hg.): *The Biedermeier and beyond. Selected papers from the symposium held at St. Peter's College, Oxford from 19–21 september 1997*. Bern, Wien: Lang 1999 (British and Irish studies in German language and literature, 17). S. 225–234.

⁶ Noé: *Erinnerungen an Rudolf Hans Bartsch (1873–1952)*, S. 285. Erinnerungen, die im Übrigen äußerst unkritisch ausfallen.

⁷ Baur: *Einige ergänzende Bemerkungen zu der lebendigen Erinnerung Günther Noés*, S. 291.

⁸ Siehe hierzu *Kapitel III.5 – Othering*.

soll dabei untersucht werden, inwieweit dieser hegemoniale Diskurs, der am Vorabend des Ersten Weltkrieges auf deutschösterreichischer Seite wirksam geworden ist, strukturelle Ähnlichkeiten mit dem kolonialen Diskurs aufweist. Zur Untersuchung werden dabei drei Romane aus dem Frühwerk Bartschs herangezogen. Alle drei Werke sind in der Steiermark situiert und thematisieren den Nationalitätenkonflikt zwischen der deutsch- und der slowenischsprachigen Bevölkerung. Besonders in zwei der drei ausgewählten Werken nimmt die meist konfliktreiche Konfrontation zwischen Deutschösterreichern und Slowenen einen hohen Stellenwert ein. Als zeitliche Zäsur gilt 1914.⁹

Um das spezifische Umfeld abzustecken, wird es in einem ersten Schritt darum gehen, die Beschaffenheit des deutschösterreichischen Machtdiskurses herauszuarbeiten (*Kapitel II – Historische Hintergründe*). Dabei wird die Frage geklärt werden, ob und wenn ja inwieweit es sich bei dem habsburgischen Vielvölkerstaat um einen Machtkomplex mit kolonialen Strukturen gehandelt hat. Das *Kapitel II* abschließend, wird auf die spezifische Situation der Steiermark als gemischtsprachigen Raum eingegangen und damit der Hintergrund, auf den sich die Bücher beziehen, erläutert werden.

In einem zweiten Schritt werden die für die Analyse notwendigen theoretischen Grundlagen besprochen (*Kapitel III – Theoretische Grundlagen*). Es wird auf die unterschiedlichen Identitätskonzeptionen eingegangen werden. Des Weiteren wird an dieser Stelle gezeigt werden, dass Identitäten keinesfalls naturhaft gegebene Entitäten sind, sondern Konstrukte, die mithilfe unterschiedlichster Strategien produziert werden. Um eine effektive Strategie zur Konstruktion der eigenen Identität handelt es sich beim Othering. Der Begriff stammt aus den Postcolonial Studies, weswegen zunächst die Grundzüge dieser theoretischen Ausrichtung erläutert werden sollen, um daran anschließend anhand zweier wichtiger Vertreter der Postcolonial Studies, nämlich Edward Said und Homi K. Bhabha, Wirkungsweisen und Mechanismen zu erklären. Ein Seitenblick soll an dieser Stelle auch auf die Stereotypenforschung geworfen werden, die in diesem Zusammenhang wichtige Erkenntnisse lieferte.

Aufbauend auf die *Kapitel II* und *III* wird in *Kapitel IV – Analyse nationaler Identität bei Rudolf Hans Bartsch* die Untersuchung der Genese deutschösterreichischer Identität im

⁹ Zu den weiteren Auswahlkriterien siehe *Kapitel IV.6.2 – Textauswahl*.

Zentrum stehen. Wie in *Kapitel II.3 – Brennpunkt: Steiermark* zu zeigen sein wird, ging es innerhalb des Nationalitätenkonfliktes zwischen Deutschösterreichern und Slowenen nicht nur um hegemoniale Machtausübung und Angst vor Machtverlust, sondern um Anspruch auf Raum und dessen Verteidigung. In der Analyse soll untersucht werden, wie dieser Anspruch mit der Konstruktion von Identität in Verbindung gebracht wird und gegenseitig zur Legitimation herangezogen werden. Es werden daher in den ausgewählten Büchern Bartschs die unterschiedlichen Funktionen von Raum, Landschaft und Natur, ihre identitätskonstitutive Wirkung sowie die Untersteiermark als Aktionsraum untersucht werden. Anschließend daran wird das Konstrukt des (untersteirischen) Raums auf seine Rolle innerhalb des identitätskonstitutiven Diskurses befragt sowie untersucht werden, inwieweit er zur Abgrenzung der Deutschöreicher von Slowenen einerseits, aber auch von Reichsdeutschen andererseits beiträgt. Das letzte analytische Kapitel widmet sich der vom Erzähler als paradiesisch bewerteten Gesellschaftsordnung in der Untersteiermark, den Unterschieden bei der Repräsentation der Slowenen und dem deutschösterreichischen hegemonialen Selbstbild.

Im Resümee werden die Ergebnisse aus der Analyse nochmals präsentiert sowie mit dem theoretischen Teil in Verbindung gebracht werden. Abschließend möchte ich noch einen kurzen Ausblick über mögliche weitere Forschungsvorhaben über Themen geben, welche die Arbeit nicht behandeln konnte.

II Historische Hintergründe

In diesem Kapitel wird die eingangs formulierte Ausgangsthese, dass es auf deutschösterreichischer Seite einen Machtdiskurs gab, der in den Büchern Rudolf Hans Bartschs eingeschrieben ist, historisch betrachtet. Zu diesem Zwecke wird es zunächst um die Frage gehen, welche (Macht-)Strukturen innerhalb Österreich-Ungarn vorgelegen sind und – in Hinblick bereits auf *Kapitel III – Theoretische Grundlagen* – inwieweit diese dem kolonialen Diskurs entsprechen bzw. mit diesem zu vergleichen sind. Im Anschluss daran wird der deutschösterreichische Machtdiskurs nachgezeichnet sowie abschließend auf die historische Situation der Steiermark eingegangen werden.

1 Österreich-Ungarn – ein quasi-kolonialer Herrschaftskomplex

1.1 Begriffsdefinition: Kolonialismus

Der Begriff ‚Kolonialismus‘ zeichnet sich durch terminologische Mehrdeutigkeit aus, seine Anwendung hat vor allem in den letzten Jahren eine Ausweitung auf die unterschiedlichsten Lebensbereiche erfahren: So wird dieser, fast schon inflationär, in Kultur, Politik und Geschichte zur Beschreibung von unterschiedlichsten Machtverhältnissen verwendet. Betrachtet man Kolonialismus aus etymologischer und historischer Perspektive, steht er in engem Zusammenhang zu ‚Kolonie‘ und ‚Kolonisation‘; alle drei Begriffe dienen der Beschreibung von Expansionsbestrebungen, -vorgängen und/oder aus Expansion resultierenden Begebenheiten, bezeichnen vor allem aber die Erweiterung des „europ. Einflusbereichs in Übersee seit dem 16. Jahrhundert, die in der imperialistischen Ära des späten 19. Jh.s ihren Höhepunkt erreichte“.¹⁰ Wolfgang Reinhard versteht in seiner *Kleinen Geschichte des Kolonialismus* unter dem Begriff ‚Kolonialismus‘ „die Kontrolle eines Volkes über ein fremdes unter wirtschaftlicher, politischer und ideologischer Ausnutzung der Entwicklungsdifferenz zwischen beiden“, unter ‚Kolonie‘ im engeren Sinn eine „Neuansiedlung, die selbständig sein oder unter der Kontrolle des Gemeinwesens bleiben

¹⁰ Eberhard Kreutzer: Kolonialismus. In: Ansgar Nünning (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart u.a.: Metzler 2005 (SM, 351), S. 92, Jürgen Osterhammel: Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen. München: Beck 2006 (Beck'sche Reihe, 2002). S. 8–9.

kann, aus dem die Siedler stammen“ (Maximalgehalt: „Siedlung *und* Herrschaft“)¹¹, und im übertragenen Sinn „jedes räumlich von dem betreffenden Gemeinwesen getrennte Herrschaftsgebiet“ (Minimalgehalt: „Siedlung *oder* Herrschaft“). Besondere Bedeutung kommt bei seiner Definition dem Begriffspaar „*Fremdheit*“ und „*Entwicklungsdifferenz*“¹² zu, zwecks Präzisierung lässt sich mit Jürgen Osterhammel diesem als weitere Charakteristika noch „Herrschaft“ und „kulturelle Fremdheit“ hinzufügen.¹³ Daraus leitet sich ab, dass nicht jede Herrschaft per se kolonialistischer Natur ist, sondern dies erst dann der Fall ist, wenn diesem Herrschaftsverhältnis ein (empfundenes) kulturelles Entwicklungsgefälle zugrunde gelegt und die Beherrscher selbst als kulturell fremde Macht wahrgenommen werden.¹⁴ Die sich bei Reinhard bereits ankündigende Aufgabe der Vorstellung, man könne von Kolonialismus nur bei realhistorischem Vorliegen von Kolonien sprechen, vollzieht Osterhammel Bezug nehmend auf Richard Hodder-Williams, Hannah Arendt und Edward Said mit der Beschreibung der beiden kolonialen Sonderfälle „*Kolonien ohne Kolonialismus*“ und „*Kolonialismus ohne Kolonien*“.¹⁵ Erstere bezeichnen Siedlungsgebiete ohne ursprüngliche Bevölkerung, in denen es „[m]angels ‚eingeborener‘ Untertanen“ zu keinem „für Kolonialismus konstitutive[n] Herrschaftsverhältnis“ kam.¹⁶ Vor allem der zweite Grenzfall von Kolonialismus ist für die Frage, ob es sich bei Österreich-Ungarn im weitesten Sinn um eine Kolonialmacht gehandelt habe, von Bedeutung und wird auch als ‚Interner Kolonialismus‘ oder ‚Innerer Kolonialismus‘ bezeichnet. Unter diesen Begriffen wird ein Herrschaftsverhältnis verstanden, das zwar von den Vorstellungen kultureller Fremdheit und vermeintlicher Entwicklungsdifferenz geprägt ist (und diese Vorstellungen zur Legitimierung von Machtausübung instrumentalisiert), aber nicht wie im klassischen Kolonialismus zwischen Kolonie und Mutterland, sondern innerhalb eines Territoriums zwischen national, kulturell, religiös – *kulturell differenten* – Gruppierungen besteht.¹⁷ Osterhammel leitet damit die Umdeutung herkömmlicher Vorstellungen von Kolonialismus und seine inhaltliche Erweiterung ein, sodass Kolonialismus nicht mehr nur „ein strukturgeschichtlich beschreibbares Herrschaftsverhältnis, sondern zugleich auch eine besondere Interpretation dieses

¹¹ Wolfgang Reinhard: *Kleine Geschichte des Kolonialismus*. Stuttgart: Kröner 1996 (Kröners Taschenausgabe, 475), S. 1–2. [Kursivsetzungen i. Original]

¹² Ebd. [Kursivsetzungen i. Original]

¹³ Osterhammel: *Kolonialismus*, S. 19.

¹⁴ Vgl. Ebd. sowie Reinhard: *Kleine Geschichte des Kolonialismus*, S. 1.

¹⁵ Ebd., S. 21–22.

¹⁶ Ebd., S. 21.

¹⁷ Vgl. Ebd., S. 22.

Verhältnisses“ bezeichnet.¹⁸ Dabei zeigt er, dass selbst in Ländern, die *offensichtlich* keine kolonialen Machtverhältnisse unterhalten, kolonialistische Denkstrukturen nachweisbar sein können. Als Charakteristika für dieses Denken isoliert er: (1) „*Anthropologische Gegenbilder: die Konstruktion von inferiorer ‚Andersartigkeit‘*“, (2) „*Sendungsglaube und Vormundchaftspflicht*“ und (3) „*Utopie der Nicht-Politik*“.¹⁹ Diese isolierten Eigenschaften korrespondieren mit den Aussagen der Postcolonial Studies, die in *Kapitel III.4* besprochen werden.

Versteht man Kolonialismus nun als ein Machtverhältnis, das nicht per definitionem am Vorhandensein von Kolonien gekoppelt ist, lassen sich nach Johannes Feichtinger drei Spielarten ableiten: Erstens bezeichnet Kolonialismus eine „direkte Machtausübung mit gleichzeitiger Implementierung fremder Kultursysteme“, zweitens manifestiert er sich als „indirekter Kulturkolonialismus, durch den autochthone kulturelle Strukturen überrollt werden“, und drittens „als ein Kolonialismus, der sich auf die Ausbeutung ökonomischer Ressourcen anderer beschränkt“.²⁰ Besonders die zweite Definition von Kolonialismus ist für die Betrachtung Österreich-Ungarns aus postkolonialer Perspektive von Bedeutung. Im Zentrum der Argumentation dieser kolonialen Spielart steht die Differenz, die immer mit der Konstruktion von Unterlegenheit in Verbindung gebracht wird und damit zur Rechtfertigung kolonialer Praktiken dient.²¹

1.2 Österreich-Ungarn postcolonial?

Von der Annahme ausgehend, dass man von Kolonialismus nur bei konkretem Vorliegen von Kolonien sprechen könne, wurde es um die vorletzte Jahrhundertwende und weit bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts als unbestreitbare Tatsache angesehen, dass es sich bei der Doppelmonarchie um keine Kolonialmacht gehandelt habe, ja nicht handeln habe können: Walter Sauer fasst die gängige zeitgenössische Stimmung zusammen: „Nein, über

¹⁸ Clemens Ruthner: K.u.k. Kolonialismus als Befund, Befindlichkeit und Metapher: Versuch einer weiteren Klärung. In: Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2), S. 115.

¹⁹ Osterhammel: Kolonialismus, S. 113–116. [Kursivsetzungen i. Original]

²⁰ Johannes Feichtinger: Habsburger (post)-colonial. Anmerkungen zur Inneren Kolonisierung in Zentraleuropa. In: Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2), 14.

²¹ Ruthner: K.u.k. Kolonialismus als Befund, S. 113; vgl. außerdem *Kapitel III.5 – Othering*

Kolonien habe Österreich-Ungarn nie verfügt, koloniale Ambitionen habe es nur am Rande gegeben, kolonialpolitisches Desinteresse gerade sei für das Verhalten von Österreichern in außereuropäischen Gebieten charakteristisch gewesen.²²

Während die Groß- und (schon bald) Weltmächte Spanien, Frankreich oder Großbritannien bereits im 16. Jahrhundert mit der Errichtung von Kolonien begannen und im Laufe der Jahrhunderte ein europäischer Konkurrenzkampf um außereuropäisches Territorium entbrannte, blieb Österreich(-Ungarn) auf seine kontinentalen Grenzen beschränkt. Die Gründe, warum die Habsburgermonarchie nicht am europäischen Wettstreit um Kolonien partizipierte, können damit erklärt werden, dass in der Anfangszeit des Kolonialismus Österreich noch keinen (geeigneten) Meerzugang hatte und als dieser gegeben war, es für eine aktive Teilnahme bereits zu spät war.²³

Aber auch die innenpolitische Situation verhinderten ein ernst zu nehmendes koloniales Engagement vonseiten der Habsburger: Der habsburgische Vielvölkerstaat beherbergte nicht nur, wie das Epitheton bereits anzeigt, eine beträchtliche Zahl an Völkern, sondern er war auch von einer hohen Pluralität in den denkbar unterschiedlichsten Bereichen geprägt: Neben ethnischer Vielfalt zeichnet sich das Reich der Habsburger durch „unterschiedliche staatlich-verfassungsmäßige Traditionen, durch drei monotheistische Weltreligionen, v.a. aber durch eine Vielzahl von Sprachen (Polyglossie)“ aus.²⁴ Vollkommene Homogenität und damit auch als homogen angesehene Verbände mögen Konstrukte sein, dennoch können Gebiete, untersucht man diese nach bestimmten Kriterien – beispielsweise auf die gesprochenen Umgangssprachen – hetero- bzw. homogener als manch andere sein. Für den Gesamtkomplex Österreich-Ungarn ist eine hohe „nationale Heterogenität“ kennzeichnend, die ebenso „seine Subregionen, das heißt einzelne Länder, Provinzen und Städte.“ betraf.²⁵

²² Walter Sauer: Jenseits der „Entdeckungsgeschichte“. Forschungsergebnisse und Perspektiven. In: Walter Sauer (Hg.): K. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika. Wien u.a.: Böhlau 2002. S. 7.

²³ Andreas Szabo: László Magyar. Mit „falscher Nationalität“ zur „falschen“ Zeit in Afrika. In: Walter Sauer (Hg.): K. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika. Wien u.a.: Böhlau 2002. S. 127.

²⁴ Feichtinger: Habsburger (post)-colonial, S. 16.

²⁵ Moritz Csáky: Die Vielfalt der Habsburgermonarchie und die nationale Frage. In: Urs Altermatt (Hg.): Nation, Ethnizität und Staat in Mitteleuropa. Wien u.a.: Böhlau 1996 (Buchreihe des Institutes für den Donauraum und Mitteleuropa, 4). S. 44. Während bei der Volkszählung von 1910 bspw. über ein Viertel (rund 29 Prozent) der auf dem gesamten Gebiet der Steiermark lebenden Bevölkerung als Umgangssprache Slowenisch angaben, und damit schon alleine im Hinblick auf die Umgangssprache sehr heterogen ist, bekannten sich in Oberösterreich über 90 Prozent zur deutschen Sprache. – nach Peter Urbanitsch: Die Deutschen in Österreich. Statistisch-deskriptiver Überblick. In: Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch (Hg.): Die Völker des Reiches. Wien: Vlg d. Österr. Akademie d. Wissenschaft 1980 (Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd III, 1). S. 56.

Im Zeitalter des beginnenden Nationalismus wurde der habsburgische *Vielvölkerstaat* zu einem anachronistischen Gebilde mit hohem Konfliktpotenzial: So löste der Nationalisierungsprozess, der auf der Vorstellung einer gemeinsamen Sprache beruhte und Homogenisierung bedeutete innerhalb Österreich(-Ungarn) große Unruhen aus.²⁶ Anstatt sich also eingehend außereuropäischen Interessen zuwenden zu können, laborierten die Habsburger an der Nationalitätenproblematik und an den im Inneren vorherrschenden „nationalen Antinomien, Widersprüchen und Auseinandersetzungen“.²⁷ Nur mit Mühe konnte das Aufbegehren der *vielen Völker* Österreich-Ungarns unterdrückt werden, das jedoch 1918 nicht mehr verhindert werden konnte und zur Auflösung Österreich-Ungarns führte.

Die von offizieller Seite betriebene (Um-)Deutung der außereuropäischen Abstinenz als „bewußte Zurückhaltung“ und „moralische Überlegenheit der Monarchie“ maßt sich vor diesem Hintergrund als Euphemismus an.²⁸ In dem Sammelwerk *K. u. k. kolonial* erinnern die Beiträger(innen) unter der Herausgeberschaft von Walter Sauer, dass Österreich-Ungarn auch ohne Erwerb von Kolonien Expansionsprojekte in Übersee, wenn auch halbherzig und mit nur wenig Erfolg, betrieb und diese nicht nur, wie es die Geschichtsschreibung gerne tradiert, rein wissenschaftlicher Natur waren.²⁹

Erzielte Österreich(-Ungarn) nun zwar in Übersee keine Erfolge, konnte es jedoch in einem Zeitraum von fünfhundert Jahren einen nicht zu unterschätzenden innerkontinentalen Gebietszuwachs verbuchen: Während sich Österreich noch im 13. Jahrhundert auf das heutige Nieder- und Oberösterreich beschränkte, umfasste es um 1500 bereits annähernd das Gebiet der heutigen Republik Österreich und weitete seine Grenzen im Laufe der Jahrhunderte weit gegen Norden und Osten hin aus. „Tu, felix Austria, nube“ – Auch wenn in der öffentlichen, verklärenden Diktion der Erfolg Österreich(-Ungarns) in einer friedfertigen, glücklichen Heiratspolitik gesehen wird, kann kein Zweifel daran bestehen,

²⁶ Ernst Bruckmüller: *Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse*. 2., erg. u. erw. Aufl. Wien, Graz u.a.: Böhlau 1996 (Studien zu Politik und Verwaltung, 4). S. 239; Die Situation Österreich-Ungarns habe auch die Großdeutsche Lösung verhindert, weil das „Kaisertum Österreich überhaupt im Falle einer deutschen Einigung in Frage gestellt war.“ Jiří Kořalka: *Bedingtheiten und Entscheidungen angesichts der Krise der Multinationalen Monarchie*. Prag-Frankfurt im Frühjahr 1848. Österreich zwischen Großdeutschtum und Austroslawismus. In: Heinrich Lutz, Helmut Rumpfer (Hg.): *Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert. Probleme der politisch-staatlichen und soziokulturellen Differenzierung im deutschen Mitteleuropa*. Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1982 (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, 9). S. 118.

²⁷ Csáky: *Die Vielfalt der Habsburgermonarchie*, S. 44.

²⁸ Sauer: *Jenseits der „Entdeckungsgeschichte“*, S. 7.

²⁹ Ebd., S. 8.

dass Taktik, Kalkül und imperialistische Überlegungen die Politik der Habsburger bestimmt haben. Der Blick auf die spezielle Zusammensetzung und die Genese dieses Länderkonglomerats Österreich-Ungarn legt nun die Frage nahe, ob innerhalb dieses Völkerkomplexes auch ein Innerer Kolonialismus betrieben worden sei, wie er am Beispiel England und Wales beschrieben wurde.³⁰ In der Forschung ist man sich weitgehend einig: Da „weder das Moment großer (überseeischer) Entfernung noch jenes großer kultureller Differenz [...] für seine multiethnischen Herrschaftsverhältnisse geltend gemacht werden“ kann, wird Österreich-Ungarn weder im engeren noch im weiteren Sinne als Kolonialreich bzw. Reich mit innerem Kolonialismus verstanden.³¹ Dagegen spreche auch, so Raymond Detrez in seinem Beitrag *Colonialism in the balkans*, dass die Besitznahme beispielsweise Ungarns, Siebenbürgens und des Banats durch Österreich mit Verweis auf traditionell feudale Rechte legitimiert und im Zuge dessen nicht das Narrativ des Befreiungskrieges, sondern der angestrandenen Rückeroberung bedient wurde.³²

Weit weniger einig war bzw. ist man sich hingegen darüber, ob das Verhältnis Österreich-Ungarns zu Bosnien-Herzegowina koloniale Züge getragen habe.³³ Während sich Österreich-Ungarn bei der Besitznahme anderer Kronländer im 18. und 19. Jahrhundert auf jahrhundertelange Ansprüche berufen konnte, wird die Okkupation Bosnien-Herzegowinas als Ausdruck reiner Expansions- und Machtpolitik gedeutet: die Aussicht auf reiche Bodenschätze und das Ziel, einen einheitlichen Wirtschaftsraum mit Dalmatien zu gründen.³⁴ Zum Zeitpunkt der Besetzung durch Österreich-Ungarn 1878 befand sich Bosnien-Herzegowina in bürgerkriegsähnlichem, chaotischem Zustand; 95 Prozent der Bevölkerung arbeitete im primären Sektor, es gab keine großen Industriebetriebe, die Wirtschaft war äußerst rückständig und eine Infrastruktur so gut wie nicht vorhanden.³⁵ Zeitgenössische (in- wie ausländische) Darstellungen scheuten es nicht, mit Verweis auf die problematischen Zustände, in denen sich das Land befand, die ‚erzieherische Aufgabe‘, eine kulturelle Mission Österreich-Ungarns zu betonen sowie Okkupation (1878) und Annexion (1908) Bosnien-Herzegowinas als Ersatzhandlung für fehlenden überseeischen

³⁰ Vgl. Osterhammel: Kolonialismus, S. 22.

³¹ Ruthner: K.u.k. Kolonialismus als Befund, S. 114.

³² Raymond Detrez: Colonialism in the Balkans. Historic Realities and Contemporary Perceptions. Online verfügbar unter <http://www.kakanien.ac.at/beitr/postcol/RDetrez1/> (30.3.2010), S. 2.

³³ Zur Forschungslage siehe Evelyn Kolm: Die Ambitionen Österreich-Ungarns im Zeitalter des Hochimperialismus. Frankfurt am Main: Lang 2001 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 900). S. 235–253

³⁴ Detrez: Colonialism in the Balkans, S. 3.

³⁵ Kolm: Die Ambitionen Österreich-Ungarns, S. 242–244.

Kolonialismus zu begrüßen.³⁶ Auch von balkanischer Seite bediente man sich des Kolonialismusbegriffs, um sowohl die Verhältnisse auf dem Balkan zu beschreiben als auch sich selbst als Kolonisierte zu definieren.³⁷ Tatsächlich erinnerten, so wird in der Forschung betont, die Handlungen der Habsburger in Bosnien-Herzegowina an koloniale Praktiken, vor allem die Gründung von ‚Agrarkolonien‘ (bis 1910 strömten an die 10.000 Siedler aus allen Gebieten der Monarchie nach Bosnien-Herzegowina), der infrastrukturelle Ausbau, der hauptsächlich von Österreich-Ungarn verfolgten Zwecken diene, sowie die Tatsache, dass erst 1910 ein bosnischer Landtag zugelassen wurde.³⁸

Zusammenfassend lässt sich mit Walter Sauer sagen: „Die Monarchie war mit Sicherheit kein Kolonialstaat. Sie war jedoch auch keine antikoloniale Kraft.“³⁹ Detrez, Sauer und andere schlagen deswegen vor, den österreichischen Raum, vor allem in seinem Verhältnis zum Balkan, als semi- bzw. quasikolonial aufzufassen.

Diese Ausführungen zeigen, dass es bei einer Untersuchung zur habsburgischen Monarchie aus postkolonialem Blickwinkel und mit diskursanalytischer Ausrichtung nicht um die Frage gehen kann, ob es sich bei Österreich-Ungarn um eine Kolonialmacht (mit Inneren Kolonien) gehandelt habe, dies ließe sich sehr schnell mit einem Nein beantworten. Zeitgenössische Vergleiche mit der kolonialen Situation sind als rhetorisch und metaphorisch anzusehen und lassen sich auf keine reale Staatswirklichkeit beziehen.⁴⁰ Nichtsdestotrotz bzw. vor allem weil die zeitgenössischen Beschreibungen auffallend häufig sowohl explizit als auch implizit das Kolonialnarrativ zitieren, ist die Frage interessant, welche Schlüsse die Parallelsetzung von Kolonialität, dem spezifischen Machtverhältnis und dem Herrschaftsdiskurs innerhalb der habsburgischen Monarchie erlauben.

Johannes Feichtinger weist im Zuge dessen daraufhin, dass es eine der kolonialen Strategien sei, Homogenität zu schaffen: „Homogenisierung bedeutet (und bedeutete) aber immer auch das Ausspielen von Macht, sei es durch eine staatliche Ordnungsmacht oder von Seiten hegemonialer, sozialer Schichten, Konfessionen und Kulturen, die anderen ihr Narrativ aufoktroyier(t)en“.⁴¹ Gerade die Postcolonialen Studies bieten das Instrumentarium, das

³⁶ Vgl. Ebd., S. 238. Zur Österreich-Mission siehe *Kapitel I.2.3*

³⁷ Vgl. Detrez: *Colonialism in the Balkans*, S. 1.

³⁸ Kolm: *Die Ambitionen Österreich-Ungarns*, S. 249. Ruthner: *K.u.k. Kolonialismus als Befund*, S. 114–115.

³⁹ Sauer: *Jenseits der „Entdeckungsgeschichte“*, S. 18.

⁴⁰ Vgl. Detrez: *Colonialism in the Balkans*, S. 1.

⁴¹ Feichtinger: *Habsburger (post)-colonial*, S. 15.

„Ausspielen von Macht“, Homogenisierungstendenzen und im Allgemeinen schiefe Machtverhältnisse zu untersuchen. Dabei handelt es sich bei dieser Herangehensweise bei weitem um kein Novum, vielmehr belegt die größer werdende Zahl an Sammelbänden sowie die Analyse von Autoren wie Joseph Roth, Karl Emil Franzos oder Robert Müller die Eignung des postkolonialen Analysekonzepts für den habsburgischen Machtbereich.⁴²

Bevor die Postcolonial Studies auch in der vorliegenden Arbeiten zur Analyse des Identitätsdiskurses (*Kapitel IV.7*) herangezogen werden sollen, wird in *Kapitel III.5* auf die Grundzüge dieser Theorie eingegangen werden.

2 Machtdiskurs der Deutschösterreicher

2.1 Deutschösterreichisches Selbstverständnis

Die deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen⁴³ beanspruchten innerhalb der Habsburgermonarchie eine Sonderstellung für sich; sie zeichneten sich durch hohes Selbstbewusstsein und Überlegenheitsgefühl gegenüber den anderen Völkern aus und verstanden das ganze Gebiet Österreich-Ungarns als deutschösterreichische Besitzungen. Sie selbst identifizierten sich in hohem Maße mit dem cisleithanischen Staate (zumindest bis zur Badenikrise), wurden aber auch von den anderen Völkern der Monarchie in erster Linie mit diesem in Verbindung gebracht.⁴⁴

⁴² Siehe hierzu vor allem die Publikationen auf der Website <http://www.kakanien.ac.at/> sowie folgende (Sammel-)Bände (Auswahl): Wolfgang Müller-Funk, Peter Plener, Clemens Ruthner (Hg.): *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Tübingen u.a.: Francke 2002 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 1); Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2); Telse Hartmann: *Kultur und Identität. Szenarien der Deplatzierung im Werk Joseph Roths*. Zugl.: Göttingen, Georg-August-Univ., Diss., 2004. Tübingen u.a.: Francke 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 10); Marijan Bobinac, Wolfgang Müller-Funk (Hg.): *Gedächtnis – Identität – Differenz. Zur kulturellen Konstruktion des südosteuropäischen Raumes und ihr deutschsprachigen Kontext*. Tübingen u.a.: Francke 2008 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 12).

⁴³ In der Folge wird, um eine Verwechslung mit den *Reichsdeutschen* zu vermeiden, der Begriff ‚Deutschösterreicher‘ für die deutschsprachige Bevölkerung der Doppelmonarchie verwendet. Siehe auch die Definition in *Kapitel IV.6.1*.

⁴⁴ Bruckmüller: *Nation Österreich*, S. 296; vgl. außerdem Berthold Sutter: *Die politische und rechtliche Stellung der Deutschen in Österreich 1848 bis 1918*. In: Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch (Hg.): *Die Völker des Reiches*. Wien: Vlg d. Österr. Akademie d. Wissenschaft 1980 (Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd III, 1). S. 178–181 und S. 238–240. Auch Robert Musil verweist darauf, dass „die ‚österreichische‘ Kultur [...]eine Spezialität der Deutschösterreicher“ war. Robert Musil zitiert nach Fritz Fellner: *Die Historiographie zur Österreichisch-deutschen Problematik als Spiegel der nationalpolitischen Diskussion*. In: Heinrich Lutz, Helmut Rumppler (Hg.): *Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert. Probleme der politisch-staatlichen und soziokulturellen Differenzierung im deutschen Mitteleuropa*. Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1982 (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, 9). S. 41.

Für dieses spezifische Selbstverständnis der Deutschösterreicher werden in der Forschung mehrere Gründe angeführt: *Erstens* wird dies auf die zahlenmäßige Mehrheit der Deutschsprachigen zurückgeführt. So handelte es sich bei ihnen um die größte Sprachengruppe der Monarchie (ohne dabei aber jemals die absolute Mehrheit innezuhaben):⁴⁵ 1910 gab rund ein Viertel der Gesamtbevölkerung an, als Umgangssprache *Deutsch* zu sprechen.⁴⁶ *Zweitens* sei ausschlaggebend gewesen, dass sie nicht auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt, sondern in annähernd allen Reichteilen vertreten waren.⁴⁷ *Drittens* wird das überhöhte deutsche Selbstverständnis von der rechtlichen Bevorzugung der deutschen Sprache und damit der Deutschsprachigen der Monarchie abgeleitet, die bis zurück zu den Bestrebungen Maria Theresias und Josephs II., einen österreichischen Einheitsstaat mithilfe der deutschen Sprache, Bürokratie und Zentralstellen zu installieren, zu verfolgen ist.⁴⁸ Auch in der Ära des Neoabsolutismus setzte man trotz des verfassungsrechtlich verankerten Prinzips der Gleichberechtigung aller Nationen Österreich-Ungarns auf die deutsche Sprache als einheitliches Verständigungsmittel.⁴⁹ *Viertens* habe sich das deutschösterreichische Selbstverständnis aus der Tatsache genährt, dass das Regierungszentrum dieses riesigen Länderkonglomerats in Wien lag, dem Zentrum nicht nur Zisleithaniens, sondern des deutschsprachigen Gebietes innerhalb der Monarchie, des Weiteren die habsburgischen Herrscher als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches *Deutscher Nationen* jahrhundertlang in enger Verbindung mit der deutschen Kultur standen und schließlich sich das deutschösterreichische Bildungs- und Besitzbürgertum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt mit dem absolutistisch-bürokratischen Staatswesen identifiziert habe.⁵⁰ *Als letzter Grund* sei die Vormachtstellung der Deutschen auch dadurch untermauert worden, dass die Deutschösterreicher „die relativ größten bürgerlichen Schichten, den höchsten Bildungsstand, die größte wirtschaftliche Kraft“ innehatten;⁵¹ sozialer Aufstieg von Mitgliedern anderer Sprachgruppen war somit immer mit Anpassung an die deutsche Sprache verbunden.⁵²

⁴⁵ Urbanitsch: Die Deutschen in Österreich, S. 33.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Urbanitsch: Die Deutschen in Österreich, S. 37.

⁴⁸ Anton Klein: Die inneren Verhältnisse der Österreichisch-ungarischen Monarchie am Vorabend des großen Völkerringens. In: Institut für Österreichkunde (Hg.): Österreich am Vorabend des ersten Weltkrieges. Graz, Wien: Stiasny Vlg 1964, S. 28.

⁴⁹ Sutter: Stellung der Deutschen in Österreich, S. 178.

⁵⁰ Vgl. Bruckmüller: Nation Österreich, S. 294–296.

⁵¹ Ebd., S. 294.

⁵² Vgl. auch Sutter: Stellung der Deutschen in Österreich, S. 159, Bruckmüller: Nation Österreich, S. 295, Heidemarie Uhl: Kulturelle Strategien nationaler Identitätspolitik in Graz um 1900. In: Johannes

Zusammenfassend: Die Forschung ist sich weitgehend darüber einig, dass aus der hegemonialen Situation der Deutschösterreicher heraus sich dieses derart dominante Besitzdenken und das Überlegenheitsverständnis entwickelt habe, sodass sich die Deutschösterreicher nicht nur als die „besten“ Österreicher, sondern vor allem „als das eigentliche staatstragende [...], als das einzige staatserhaltende Volk“ der Monarchie verstanden haben.⁵³ Diesem Verständnis förderlich war sicherlich auch die Eigenart bzw. Problematik des Begriffs ‚Österreich‘:

Wer oder was ist ‚Österreich‘? Bei der Bezeichnung ‚Österreich‘ handelt es sich um einen polyvalenten und äußerst problematischen Begriff. Die Schwierigkeit bei dessen Definition liegt nicht (nur) darin, dass es vonnöten ist, die diachrone Perspektive mitzuberücksichtigen,⁵⁴ sondern dass ‚Österreich‘ von Anfang an seit seiner ersten urkundlichen Belegung 996 n. Chr. nur sehr diffus umrissen war und neben „geographische[n]“ auch „historische, politische, dynastische und verfassungsrechtliche Charakteristika“ aufwies.⁵⁵

Aus historischer Perspektive handelte es sich bei ‚Österreich‘ zuerst um eine geografische Territorialbezeichnung, die 996 ein nur sehr begrenztes Gebiet umfasste, nämlich in zeitlicher Abfolge das Gebiet des heutigen Niederösterreichs (Land unter der Enns), Oberösterreichs (Land ob der Enns) und später auch die umliegenden Alpenländer. Eine semantische Ausweitung erfuhr der Begriff ‚Österreich‘ erst im 14. Jahrhundert mit der Formulierung ‚Haus Österreich/domus Austriae‘, worunter ausgehend von den beiden namensgebenden Erzherzogtümern einerseits die Familie Habsburg an sich, andererseits aber auch das gesamte Herrschaftsgebiet der Habsburger verstanden worden ist.⁵⁶ Diese durch den (weiten) dynastischen und den (engen) geografischen Charakter hervorgerufene

Feichtinger, Peter Stachel (Hg.): Das Gewebe der Kultur. Kulturwissenschaftliche Analysen zur Geschichte und Identität Österreichs in der Moderne. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2001. S. 84.

⁵³ Vgl. Fellner: Die Historiographie zur Österreichisch-deutschen Problematik, S. 38, Sutter: Stellung der Deutschen in Österreich, S. 181. Vgl. auch Bruckmüller: Nation Österreich, S. 293.

⁵⁴ Bis in die heutigen Tage hinein gibt Europa beredt Zeugnis davon, dass Grenzen nichts von Natur Gegebenes sind, ja im Gegenteil: dass selbst Nationalstaaten, die auf den ersten Blick homogen scheinen, konstruiert sind, und dass dieselbe Länderbezeichnung im Laufe der Zeit unterschiedliche Gebiete umfassen kann (vgl. hierzu Erich Zöllner: Formen und Wandlungen des Österreichbegriffes. In: Hugo Hantsch, Eric Voegelin, Franco Valsecchi (Hg.): *Historica*. Festschrift für Friedrich Engel-Janosi. Wien, Freiburg, Basel: Herder 1965. S. 63) sowie Staatsgebiete und deren Ausdehnung Änderungen unterworfen sind. Man denke nur an die Entwicklungen der letzten Jahre, so z.B. die Proklamation der Republik Kosovo (2008) sowie die Montenegro (2006).

⁵⁵ Zöllner: Formen und Wandlungen des Österreichbegriffes, S. 63.

⁵⁶ Kořalka: Krise der Multinationalen Monarchie, S. 117, Zöllner: Formen und Wandlungen des Österreichbegriffes, S. 67–68.

Doppeldeutigkeit der Bezeichnung ‚Österreich‘ wurde vor allem beim Ablegen der römisch-deutschen Kaiserkrone und der Proklamierung des ‚Kaisertums Österreich‘ durch Franz II./I. virulent. Die staats- und nationalpolitische Frage, ob sich der Kaisertitel von einem der Länder des Habsburgerreichs oder vom ‚Haus Österreich‘, der Dynastie, ableite und davon abhängig entweder nur auf Teilbereiche oder auf die Gesamtmonarchie anwendbar sei, wurde erst durch den Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn 1867 entschieden.⁵⁷ ‚Österreich‘ war somit gerade einmal 63 Jahre lang (1804–1867), und auch in diesem Zeitraum nicht unumstritten, als Bezeichnung eines Gesamtstaates in Verwendung – zu kurz, als dass sich ein spezifisches österreichisches Nationalgefühl in der habsburgischen Monarchie herausbilden hätte können.

Dieser Versuch der Vereinnahmung der Kronländer mithilfe des diffusen Österreich-Begriffs und der oben angeführten Argumentationsstrategien können sicherlich als Gründe für das übersteigerte Selbstverständnis der Deutschösterreicher angeführt werden und erklären auch, warum die Monarchie und der Neoabsolutismus von den nichtdeutschen Völkern als deutsch empfunden wurden.⁵⁸

2.2 Deutschösterreichischer Nationalismus zwischen Österreicher- und Deutschtum

Im Zuge des modernen, vor allem sprachbezogenen Nationalismus änderten sich im 19. Jahrhundert die Kriterien für Gruppenzugehörigkeit: *Sprache* und *Kultur* gewannen an Bedeutung und drängten jene ehemals wirksamen Ordnungskräfte, die sich auf Dynastie, Stand, Land und Konfession berufen hatten, in den Hintergrund.⁵⁹ Die Völker der Monarchie griffen im Zuge des nationalen Erwachens „auf vorstaatliche Kriterien zurück, auf die gemeinsame Abstammung, Sprache und Kultur, und konstruierten eine gemeinsame Abstammungs- und Kulturgemeinschaft als Grundlage“⁶⁰ für *ihren* Nationalstaat – auf Kosten der für die Monarchie so spezifischen Pluralität, die zugunsten „uniforme[r],

⁵⁷ Vgl. Kořalka: Krise der Multinationalen Monarchie, S. 117–118.

⁵⁸ Vgl. Sutter: Stellung der Deutschen in Österreich, S. 178–181.

⁵⁹ Bruckmüller: Nation Österreich, S. 293, Klein: Die inneren Verhältnisse der Österreichisch-ungarischen Monarchie, S. 26.

⁶⁰ Urs Altermatt: Staat, Nation und Ethnizität. Eine Einführung. In: Urs Altermatt (Hg.): Nation, Ethnizität und Staat in Mitteleuropa. Wien u.a.: Böhlau 1996 (Buchreihe des Institutes für den Donauraum und Mitteleuropa, 4), S. 14.

holistische[r], nationale[r] Gesellschafts- und Staatskonzeptionen“ gezeugnet oder als zu überwinden angesehen wurde.⁶¹

Bei den Deutschösterreichern setzte, obwohl sie die größte ethnische Gruppe mit der auch größten wirtschaftlichen Macht innerhalb der Monarchie stellten, erst verspätet ein Nationalisierungsprozess ein.⁶² Der deutschösterreichische Nationalismus zeichnete sich vor allem durch zwei Merkmale aus: Er war (1) defensiver Natur und bewegte sich (2) im Spannungsfeld zwischen Österreicher- und Deutschtum. William M. Johnston konstatiert in seiner Analyse des Konzepts des österreichischen Menschen:⁶³

Im Vergleich zu anderen europäischen Staaten hat Österreich erst sehr spät damit begonnen, seine Kultur begrifflich zu erfassen. Obwohl einige Österreicher kurz vor dem Ersten Weltkrieg und dann häufig während des Krieges über den Ausdruck „Kultur“ debattiert haben, befasste sich niemand vor 1914 mit den Kernfragen: „Was ist ein Österreicher? In welcher Hinsicht soll sich ein Österreich von einem Reichsdeutschen unterscheiden? Von einem Tschechen? Von einem Franzosen? Von einem Italiener?“ (Johnston 2010, S. 24)

(1) Das Jahr 1914, das Johnston als Ausgangspunkt des Diskurses zum Österreichertum annimmt, mag vielleicht etwas spät angesetzt sein, dennoch: anders als bei den nichtdeutschsprachigen Völkern der Monarchie blockierten Privilegierung sowie enge Bindung an die Monarchie vorerst ein Erstarken nationaler Bestrebungen. Erst als Reaktion auf die Gleichstellungsansprüche nichtdeutscher Völker (da Zugeständnisse an die anderen Völker eine Beschneidung der eigenen Privilegien bedeuteten und somit versucht wurde, diese abzuwehren) entwickelten die Deutschsprachigen der österreichisch-ungarischen Monarchie ein Nationalbewusstsein. Dieses gewann besonders im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, als das Nationalitätenproblem innerhalb der Monarchie immer dringlicher wurde, an Dynamik und entwickelte sich zu jenem Machtverständnis, das in *Kapitel II.2.1* bereits beschrieben wurde.⁶⁴

(2) Weiteres Kennzeichen des deutschösterreichischen Nationalismus und der Konstruktion einer deutschösterreichischen Identität ist, dass diese spätestens ab dem Ablegen der römisch-deutschen Kaiserkrone (1804) immer im Verhältnis zu und aus der Frage nach ihrer

⁶¹ Csáky: Die Vielfalt der Habsburgermonarchie, S. 48.

⁶² Bruckmüller: Nation Österreich, S. 294.

⁶³ William M. Johnston: Der österreichische Mensch. Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs. Wien u.a.: Böhlau 2010 (Studien zu Politik und Verwaltung, 94).

⁶⁴ Vor allem die Badenkrise wird als einschneidendes Ereignis beschrieben, das viele Deutschösterreicher veranlasst habe, die Identifikation mit dem Staat aufzugeben. Sutter: Stellung der Deutschen in Österreich, S. 239, und Bruckmüller: Nation Österreich, S. 296–297.

Deutschheit heraus erklärt und definiert wurden.⁶⁵ Besonders nach der deutschen Einigung 1871 war das Verhältnis zu Deutschland ein sehr problematisches und ambivalentes und bewegte sich zwischen Identifikation und Differenzsetzung. Ob nun das Groß- und Altösterreichertum, das „ein mächtiges Österreich in der Mitte des europäischen Kontinents“ und den „österreichischen Führungsanspruch in Deutschland“ anstrebte, oder das Großdeutschtum, das die Auffassung vertrat, „alle staatlich getrennten Teile der deutschen Nation sollten sich in einem föderativen oder einheitlichen Nationalstaat [...] zusammenschließen“ – über die politischen Lager hinweg galt „deutsche Kultur“ als Identifikationsbild der Deutschösterreicher.⁶⁶ Die Abgrenzung zu Deutschland bereitete der deutschsprachigen Bevölkerung Österreich-Ungarns bei der Ausbildung eines eigenen Nationalbewusstseins Schwierigkeiten. Während die Reichsdeutschen im Zuge der Nationsbildung aus den preußischen und protestantischen Traditionen heraus mit Luther und Friedrich II. von Preußen keine Schwierigkeiten hatten, eine eigene Identität auszubilden und sich von Österreich nationalkonstitutiv abzugrenzen, befanden sich die Deutschen innerhalb Österreich-Ungarns in einer Pattstellung: Einerseits bildeten *das Deutsche* und darauf aufbauend die *deutsche Kultur* innerhalb des modernen, sprachbezogenen Nationalismus die Grundlagen der nationalen Identität und dienten zur Abgrenzung von den restlichen anderssprachigen Völkern der Monarchie, andererseits funktionierte die Sprachzugehörigkeit nicht als Distinktionsmerkmal gegenüber Deutschland.⁶⁷ (Deutsch-) Österreichischer Nationalismus ist damit immer mit Deutschnationalismus assoziiert. Letzterer entwickelte sich besonders als Reaktion auf die kleindeutsche Nationsbildung zum Deutschen Reich. 1866 wurde von den unterschiedlichsten politischen Gruppierungen als herbe Enttäuschung empfunden und löste bei den österreichischen Anhängern Großdeutschlands verstärktes deutsches Nationalbewusstsein aus, in dem sie ihr Volkstum, nämlich die Zugehörigkeit zum deutschen Volk, zuungunsten des österreichischen Staatsbewusstseins betonten.⁶⁸ In der Forschung schlägt sich dieses Problem darin nieder, dass oft (deutsch-)österreichischer Nationalismus fälschlicherweise mit Deutschnationalismus *in Österreich* gleichgesetzt wird.

⁶⁵ Fellner: Die Historiographie zur Österreichisch-deutschen Problematik, S. 34.

⁶⁶ Kořalka: Krise der Multinationalen Monarchie, S. 121, 126, Bruckmüller: Nation Österreich, S. 291.

⁶⁷ Vgl. Bruckmüller: Nation Österreich, S. 292.

⁶⁸ Sutter: Stellung der Deutschen in Österreich, S. 204.

Das ambivalente Verhältnis Deutschland gegenüber beginnt in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg an Bedeutung zu gewinnen, um vor allem in der Zwischenkriegszeit äußerst brisant zu werden. Als Ausdruck dieser unbestimmten Haltung kann beispielsweise die vom Ständestaat vehement propagierte ‚Österreich-Idee‘ sowie der von Essayisten beschworene Typus des ‚Österreichischen Menschen‘ bewertet werden.⁶⁹ Der Historiker Friedrich Heer, als ein Wissenschaftler, der sich an prominenter Stelle mit der österreichischen Identität auseinandergesetzt hat, zeigt in seinem Werk *Der Kampf um die österreichische Identität* die Traditionslinie dieser Fragestellung auf. Es wird darin deutlich, dass dieses Ringen, wie auch weiter oben dargestellt, kein Phänomen der Zwischenkriegszeit und des Ständestaates sind, sondern die logische Fortsetzung eines

„Kampfes um Österreich, den die Schwarzen und Schwarzgelben, die Träger der blauen Kornblume, die Deutsch-Gläubigen in nahezu allen Lagern und nicht zuletzt einige hervorragende Sozialdemokraten in den letzten dreißig Jahren vor 1914 gekämpft hatten.“ (Heer: *Der Kampf um die österreichische Identität*, S. 321)

Während die einen, vor allem jene aus dem Journalismus und dem universitären Bereich, auf Deutschland fixiert gewesen seien, konzentrierten sich die anderen – vornehmlich, so Heer, Politiker – hingegen auf Ungarn. Was allen aber gefehlt habe: die „Basis für ein österreichisches Selbstverständnis – Österreicher als Österreicher“.⁷⁰

2.3 Österreich-Mission

Das hegemoniale Selbstverständnis der Deutschösterreicher, aber auch der deutsche Charakter der Habsburgermonarchie kommen in der besonders (aber nicht nur) in Alt- und Gesamtösterreichischen Kreisen vertretenen Ansicht zum Ausdruck, Österreich habe in (Süd-)Osteuropa eine kulturelle Mission zu erfüllen.⁷¹ Österreich wird in diesem Kontext

⁶⁹ Vgl hierzu näher: Klaus Amann: *Der Anschluß österreichischer Schriftsteller an das Dritte Reich. Institutionelle und bewußtseinsgeschichtliche Aspekte*. Frankfurt am Main: Athenäum 1988 (*Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur*, 16); Friedbert Aspetsberger: *Literarisches Leben im Austrofaschismus*. Der Staatspreis. Königstein: Hain 1980 (*Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur*, 2); Johnston: *Der österreichische Mensch*; Friedrich Heer: *Der Kampf um die österreichische Identität*. Wien u.a.: Böhlau 1981; Heinrich Lutz, Helmut Rumpel (Hg.): *Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert. Probleme der politisch-staatlichen und soziokulturellen Differenzierung im deutschen Mitteleuropa*. Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1982 (*Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit*, 9); Werner Suppanz: *Die Bürde des „österreichischen Menschen“*. Der (post-)kolonialen Blick des autoritären „Ständestaates“ auf die zentraleuropäische Geschichte. In: Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (*Gedächtnis – Erinnerung – Identität*, 2). S. 303–314.

⁷⁰ Heer: *Der Kampf um die österreichische Identität*, S. 309.

⁷¹ Kořalka: *Krise der Multinationalen Monarchie*.

zum „Träger westlicher Zivilisation, [...] Träger deutscher Kultur“⁷² stilisiert, dem nicht nur die „Aufgabe der ‚Verbreitung deutscher Kultur, Sprache und Sitten längs der Donau bis ans Schwarze Meer‘“ zukomme,⁷³ sondern auch die kulturelle Erziehung des als in jeder Hinsicht unterlegen konstruierten slawischen Raums mithilfe des überlegenen, natürlich ebenso konstruierten, Deutschtums.⁷⁴ Diese Vorstellung, die vorwiegend von (Deutsch-) Österreichern vertreten wurde und im Ausland auf nur wenig Resonanz stieß, lässt sich bis in den Vormärz zurückverfolgen und erhielt durch die als traumatisch empfundenen Ereignisse von 1866 und 1871 neuen Aufschwung:⁷⁵ Nachdem den Deutschösterreichern durch Ausschluss von der Vereinigung der deutschen Nationen 1871 ihr Deutschtum implizit abgesprochen worden war, bot das Festhalten an der österreichischen Mission zweierlei: *Einerseits* sublimierten die Deutschösterreicher – Berthold Sutter zufolge – mithilfe der Berufung auf „eine österreichische Sendung [...], den Verlust von 1866“; sie sahen sich als „Kitt im Bau eines zentralistischen Österreichs“.⁷⁶ Indem aber die Mission Österreichs als eine explizit *deutsche* Aufgabe angesehen wurde, stellt *andererseits* das Festhalten an der Österreich-Mission und damit das Betonen der Bedeutsamkeit Österreichs für den mitteleuropäischen Raum den Versuch dar, wieder einen Platz in der Geschichte Deutschlands einzunehmen, von der Österreich durch 1871 ausgeschlossen worden war. Die Österreich-Mission war somit beides: sowohl Mittel zur Stärkung eines Österreichbewusstseins, und damit zur dezidierten Abgrenzung von Deutschland, als auch Mittel zur Integration in die deutsche Geschichte. Auch wenn im Zuge der (österreichischen) Bemühungen, auf eine große Bedeutung Österreichs für das Gesamtdeutschtum hinzuweisen, immer betont wurde, dass das Deutsche Reich nur in Verbindung mit Österreich „das ganze Gesicht des deutschen Wesens in Europa“⁷⁷ zeigen könne, entspricht dieser Versuch der Verankerung Österreichs im deutschen Bewusstsein einer Unterordnung. So heißt es 1915 in dem Artikel *Wir Österreicher und Deutschland* von Hugo von

⁷² Fellner: Die Historiographie zur Österreichisch-deutschen Problematik, S. 37.

⁷³ Heinrich Ritter von Srbik nach Fellner: Die Historiographie zur Österreichisch-deutschen Problematik, S. 37.

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 34.

⁷⁵ Sutter: Stellung der Deutschen in Österreich, S. 203, Vgl. auch Fellner: Die Historiographie zur Österreichisch-deutschen Problematik, S. 37.

⁷⁶ Sutter: Stellung der Deutschen in Österreich, S. 203.

⁷⁷ Hugo v. Hofmannsthal zitiert nach Fellner: Die Historiographie zur Österreichisch-deutschen Problematik, S. 39.

Hofmannsthal: „Österreich ist gegen Osten und Süden ein gebendes, gegen Westen und Norden ein empfangendes Land.“⁷⁸

Das Festhalten an einer spezifischen Österreich-Mission war jedoch nicht nur probates Mittel, um sich gegenüber Deutschland zu positionieren, sondern galt den Zeitgenossen auch als Ersatz für fehlende Überseekolonien; Walter Sauer verweist auf Moritz von Engel. Dieser bewertete das Fehlen von Kolonien „als eine höchst glückliche Fügung“, da Österreich „sich nun seiner eigentlichen Aufgabe, der ‚kolonialisatorischen Tätigkeit‘ in Südosteuropa“ widmen könne.⁷⁹ In der Ansicht, Südeuropa die Fackel der Aufklärung zu überbringen, zeigt Österreich semikoloniale Züge, worauf bereits in *Kapitel II.1* eingegangen wurde.

3 Brennpunkt: Steiermark

Besonders virulent wirkte sich der Nationalitätenkonflikt in der Steiermark aus. Das Herzogtum, das bereits sehr früh dem Kernbereich der habsburgischen Machtsphäre angehörte und zu den ureigensten Ländern der Monarchie gezählt wurde,⁸⁰ war zwar das südlichste Kronland mit deutschsprachiger Bevölkerungsmehrheit, wies aber einen hohen, vor dem Ersten Weltkrieg relativ konstant bleibenden slowenischen Anteil auf, nämlich rund 30 Prozent der steirischen Gesamtbevölkerung.⁸¹ Während die historische Ober- und Mittelsteiermark (entsprechen annähernd dem heutigen Gebiet des österreichischen Bundeslandes Steiermark) mit kaum mehr als einem Prozent Slowenischsprachiger als fast „ausschließlich deutsch“ galten, lag der südliche Teil des Herzogtums, die Untersteiermark, bereits jenseits der deutsch-slowenischen Sprachgrenze und war mit einem slowenischen Anteil von rund 90 Prozent dementsprechend „überwiegend slowenisch“.⁸² Eine Ausnahme stellten in der überwiegend slowenischsprachigen Untersteiermark die Städte Cilli/Celje, Pettau/Ptuj und Marburg/Maribor dar, deren Bevölkerung überwiegend deutschsprachig war und die deswegen auch als „deutsches Festungsdreieck“⁸³ bezeichnet wurden. Die deutsche Sprache hatte im 18. Jahrhundert durch die Bestrebungen Josephs II., diese als Amtssprache

⁷⁸ Hugo von Hofmannsthal: *Wir Österreicher und Deutschland* (1915). In: Hofmannsthal, Hugo von: *Reden und Aufsätze II. 1914–1924*. Frankfurt am Main: Fischer 1979 (Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Fischer-Taschenbücher 2167). S. 394.

⁷⁹ Sauer: *Jenseits der „Entdeckungsgeschichte“*, S. 7.

⁸⁰ Zöllner: *Formen und Wandlungen des Österreichbegriffes*, S. 67–68.

⁸¹ Vgl. Sutter: *Stellung der Deutschen in Österreich*, S. 251.

⁸² Martin Moll: *Kein Burgfrieden. Der deutsch-slowenische Nationalitätenkonflikt in der Steiermark 1900–1918*. Innsbruck: Studien-Verl. 2007. S. 51–52.

⁸³ Sutter: *Stellung der Deutschen in Österreich*, S. 249.

durchzusetzen, eine enorme Aufwertung erfahren. Freiwillige Eindeutschung (aufgrund der großen Anziehung, die von der Amtssprache ausging) und die einhergehende Verdrängung des Slowenischen aus den Städten machten aus dem Deutschen die Sprache der „Stadt- und Marktbewohner samt der weltlichen und gebildeten Elite“ und war lange Zeit Grundvoraussetzung für sozialen Aufstieg.⁸⁴ Die Wahl der Umgangssprache war damit auch immer auch gleichzeitig ein gesellschaftspolitisches Bekenntnis: „der Bürger spricht deutsch, der Bauer windisch“.⁸⁵ Bei dem Begriff ‚windisch‘ handelt es sich um die ursprüngliche deutsche Bezeichnung des Slowenischen, die im 19. Jahrhundert eine pejorative Bedeutung erhielt: Im Gegensatz zum Deutschen, das „ein Zeichen der Bildung und gesellschaftlichen Elite schlechthin“ darstellte, wertete man das Slowenische als minderwertig und als „Bauernsprache“ ab. Später erhielt der Begriff des ‚Windischen‘ eine politische Dimension, indem man vom ‚deutschfreundlichen Windischen‘ den ‚National-Slowenen‘ unterschied.⁸⁶

Mit dem aufkommenden Nationalismus änderte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Verhältnis zwischen der deutsch- und slowenischsprachigen Bevölkerung: Befürchtete man auf slowenischer Seite zusätzlich durch deutsche Zuwanderung eine „schleichende ‚Germanisierung‘ in der Untersteiermark“, ⁸⁷ führte die relativ isolierte Stellung der deutschen Sprachinseln im slowenischen Umland (vor allem Cillis), Zugeständnisse der Regierung an die Slowenen sowie die Angst vor dem Zusammenschluss der slawischen Völker zu einer Polarisierung und im Zuge dessen zu einem Erstarren radikalen Deutschnationalismus.⁸⁸ Das Bildungsbürgertum in den Provinzstädten, das ehemals liberal eingestellt war, wurde „zunehmend deutschnational, antisemitisch und antiklerikal“.⁸⁹ Vor allem der Antiklerikalismus ist ein Kennzeichen der Deutschnationalen, die in der Los-von-Rom-Bewegung ihren Ausdruck fand: Dabei handelt

⁸⁴ Boris Golec verdeutlicht diesen Prozess anhand der allmählichen Verdrängung slowenischsprachiger Pfarrgemeinden aus dem städtischen Gebiet: Während im 18. Jahrhundert die Gottesdienste mit Ausnahme der Predigten noch gemeinsam abgehalten wurden, kam es gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einer Verlegung der slowenischen Pfarren ins vorstädtische Gebiet. Vgl. Boris Golec: Der Wandel im ethnischen Gefüge der Steiermark. In: Harald Heppner, Nikolaus Reisinger (Hg.): Steiermark. Wandel einer Landschaft im langen 18. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2006 (Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 12). S. 77–79 sowie Uhl: Kulturelle Strategien nationaler Identitätspolitik in Graz um 1900, S. 84.

⁸⁵ Golec: Der Wandel im ethnischen Gefüge der Steiermark, S. 74.

⁸⁶ Ebd., S. 70–71.

⁸⁷ Moll: Kein Burgfrieden, S. 49.

⁸⁸ Vgl. Arnold Suppan: Die Untersteiermark, Krain und das Küstenland zwischen Maria Theresia und Franz Joseph (1740–1918). In: Arnold Suppan (Hg.): Zwischen Adria und Karawanken. Sonderausgabe. Berlin: Siedler 2002 (Deutsche Geschichte im Osten Europas). S. 327.

⁸⁹ Moll: Kein Burgfrieden, S. 77.

es sich um eine Parole, die im Zuge der Badenikrise 1897 zum Austritt aus der katholischen und Übertritt in die Evangelischen Kirche aufforderte. Georg Ritter von Schönerer, der die Formel 1898 aufgriff und ihr zu ihrer Bekanntheit verhalf, verfolgte jedoch keine religiösen, sondern ausschließlich politische Motive.⁹⁰ Die katholische Kirche wurde als „supranationale[] und damit ‚undeutsche[]‘ Institution“ abgelehnt, die nicht gewillt sei, „die Dominanz des deutschen Bevölkerungsteils innerhalb der Monarchie zu stützen“ und man warf ihr vor, sich mit dem Slawentum verbunden zu haben. Mit der Aufforderung, zum Protestantismus zu konvertieren (, der mit Luther als deutsche Religion angesehen wurde), sollte, so die Anhängerschaft Schönerers, Österreich konfessionell und kulturell auf eine Vereinigung mit dem protestantischen Deutschland vorbereitet werden sowie ein politisches Statement gegeben werden.⁹¹ Unterstützung bekam die Los-von-Rom-Bewegung vom reichsdeutschen, militant agierenden „Evangelischen Bund zur Wahrung deutsch-protestantischer Interessen“, der reichsdeutsche Vikare in österreichisch-ungarische Gemeinden entsandte (und diese finanzierte). Das katholische Österreich wurde von diesen evangelischen Vikaren als „ein klassisches Opfer des klerikalen politischen Katholizismus“ und infolge als „Missionsgebiet“ angesehen.⁹² Trotz enormer Bemühungen vonseiten der Los-von-Rom-Bewegung als auch der reichsdeutschen Vikare, blieb die Zahl der Übertritte zum Protestantismus verschwindend gering. Die Auswirkungen der heftig geführten Diskussion hätten aber bis heute, so Rudolf Leeb, das Bild der jeweiligen Konfessionen beeinflusst.⁹³

Die prinzipielle Ablehnung der katholischen Kirchen durch die Deutschnationalen wurde in der Steiermark zusätzlich durch die Bevölkerungsstruktur der Slowenen und daraus resultierend durch die spezifisch slowenische Nationsbildung verstärkt: Der hohe Assimilierungsdruck in den Städten, die freiwilligen Eindeutschungen und die gleichzeitige Verdrängung des Slowenischen in die ländlichen Umgebungen führten zu einer gesellschaftlichen Segregation: Dem deutschsprachigen Bürgertum in den Städten stand die slowenische Landbevölkerung gegenüber, die zu großem Teil ihren Lebensunterhalt mit Landwirtschaft bestritt.⁹⁴ Aufgrund des Fehlens bzw. nur sehr langsam sich entwickelnden

⁹⁰ Rudolf Leeb: Der österreichische Protestantismus und die Los-von-Rom-Bewegung. In: Johannes Dantine, Klaus Thien, Michael Weinzierl (Hg.): Protestantische Mentalitäten. Wien: Passagen-Verlag 1999 (Passagen Gesellschaft). S. 197.

⁹¹ Moll: Kein Burgfrieden, S. 74 und Leeb: Der österreichische Protestantismus, S. 200.

⁹² Leeb: Der österreichische Protestantismus, S. 199, 201.

⁹³ Ebd., S. 212.

⁹⁴ Zur wirtschaftlichen Entwicklung des Gebietes des heutigen Sloweniens um die Jahrhundertwende siehe Oto Luthar: The land between. A history of Slovenia. Frankfurt am Main: Peter Lang 2008, S. 352–356,

slowenischen Bürgertums wurde die slowenische Nationsbildung neben einer kleinen Gruppe von Intellektuellen zum großen Teil von slowenischen Geistlichen getragen.⁹⁵ Die Slowenen und der Klerus, vornehmlich der slowenische, wurden infolgedessen von den steirischen Deutschnationalen zu *den* Feindbildern stilisiert.

Der Historiker Martin Moll beschreibt die Stimmungslage, die sich bei den Deutschnationalen in der Untersteiermark bereitmache als „Mischung aus einer Abwehrhaltung („Bollwerk“) und Heilserwartung rund um die zivilisatorische Mission der Deutschen“.⁹⁶ Die weitverbreitete Vorstellung dieser kulturellen Aufgabe der Deutschösterreicher in Südosteuropa wurde in der Untersteiermark um eine weitere Komponente angereichert: Anders als beispielsweise der Balkan, der im Zuge der Besetzung und Annexion Bosnien-Herzegowinas als fremder, rückständiger Raum angesehen wurde, welcher der deutschen zivilisatorischen Missionierung bedürfe,⁹⁷ fehlt in Bezug auf die Untersteiermark das Moment der Fremdheit. So sahen die steirischen Deutschnationalen im untersteirischen Raum trotz ihrer mehrheitlichen slowenischen Bevölkerung ein deutsches Siedlungsgebiet. Die „germanisch-deutsche Kolonisationsleistungen“, so lautete der deutschnationale Tenor, habe die Untersteiermark zu „zivilisatorischer Höhe geführt“, „[d]ie unter deutschen Händen kultivierte Landschaft und die Städte galten als zu Materie geronnener Ausdruck der deutschen Prägung des Unterlandes.“⁹⁸ Machtverlust befürchtend, wurden die Nationalbestrebungen der Slowenen als Verstoß gegen jene als legitim empfundene Gesellschaftsordnung, die in der Vergangenheit ein friedliches Zusammenleben der Völker garantiert habe, nämlich „Deutsche als Herrschende und Slowenen als Bauern und Dienende“, gewertet sowie als Undankbarkeit gegenüber den Bemühungen der Deutschen.⁹⁹

Peter Štih, Vasko Simoniti, Peter Vodopivec: Slowenische Geschichte. Gesellschaft – Politik – Kultur. Graz: Leykam 2008 (Veröffentlichungen der Historischen Landeskommission für Steiermark, 40, Zbirka Zgodovinskega časopisa, 34). S. 301 und Helmut Rumpler, Arnold Suppan (Hg.): Geschichte der Deutschen im Bereich des heutigen Slowenien 1848–1941. Zgodovina nemcev na območju danasnje Slovenije 1848–1941. Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1988 (Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts, Bd. 13).

⁹⁵ Štih, Simoniti, Vodopivec: Slowenische Geschichte, S. 268 und Bruckmüller: Nation Österreich, S. 261–264.

⁹⁶ Moll: Kein Burgfrieden, S. 71.

⁹⁷ Vgl. auch Mechthild Golczewski: Der Balkan in deutschen und österreichischen Reise- und Erlebnisberichten. 1912–1918. Wiesbaden: Steiner 1981 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 16).

⁹⁸ Moll: Kein Burgfrieden, S. 78.

⁹⁹ Ebd. S. 79–80.

In den letzten zwei Dekaden des 19. Jahrhunderts kam es zur Gründung deutschnationaler Vereine, die sich zur Aufgabe gemacht hatten, die deutschsprachige Bevölkerung in Grenzgebieten sowie in gemischt- bzw. nichtdeutschsprachigen Gebieten zu unterstützen. In der Untersteiermark waren vor allem zwei Vereine tätig, nämlich der 1880 gegründete „Deutscher Schulverein“, der monarchieweit tätig war und die Errichtung deutscher Schulen förderte und z.T. finanzierte, sowie der 1889 gegründete Verein „Südmark“, der sich ausgehend von Graz auf die Steiermark, Kärnten, Krain und das Küstenland konzentrierte. Ziel des Vereins „Die Südmark“ war es, „einerseits über wirtschaftliche und kulturelle Aktionen der deutschen Bevölkerung politisches Zusammengehörigkeitsbewußtsein [zu] vermitteln, andererseits Assimilationsprozesse [...] der nichtdeutschen Bevölkerung [zu] verhindern.“¹⁰⁰ Das Haupttätigkeitsfeld umfasste die wirtschaftliche Unterstützung der deutschen Bevölkerung in Form von Notstandshilfen und günstiger Kreditvergabe. Weiters war die „Südmark“ unter dem Schlagwort des „geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes vom Belt bis zum Meer“ auch lebensraumideologisch engagiert: Um einer Abwanderung der deutschsprachigen Bevölkerung (vor allem in Übersee) entgegenzuwirken sowie den untersteirischen Raum für neue deutsche Siedler schmackhaft zu machen, wurde massiv für den Ausbau der untersteirischen Wirtschaft plädiert.¹⁰¹ Indem in slowenischsprachigen Gebieten Grundstücke angekauft und deutsche Siedler, vornehmlich aus Süddeutschland, angesiedelt wurden, betrieb der Verein auch aktive, mitunter aggressive Siedlungspolitik.¹⁰²

Höhepunkt im untersteirischen Nationalitätenkonflikt, bei dem es im weitesten Sinne auch immer um einen Kampf um Sichtbarkeit in der politischen und kulturellen Öffentlichkeit ging,¹⁰³ stellte die Eskalation um das Gymnasium in Cilli 1895 dar: Das Vorhaben, am Cillier Gymnasium slowenische Parallelklassen einzurichten, stieß auf heftigen Widerstand bei den deutschen Einwohnern Cillis und wurde als Preisgabe der „deutsche[n] Stadt und

¹⁰⁰ Suppan: Die Untersteiermark, S. 333. In der Originalquelle befindet sich an dieser Stelle ein Fehler: Natürlich kann es sich nur um den Versuch handeln, den Status- und Hegemonialverlust der *deutschen* Bevölkerung zu verhindern, und nicht, wie es in der Quelle fälschlicherweise heißt, der „nichtdeutschen Bevölkerung“. Vgl. S. 333.

¹⁰¹ Eduard G. Staudinger: Die Südmark. Aspekte der Programmatik und Struktur eines deutschen Schutzvereins in der Steiermark bis 1914. „Südmark“. Programski in strukturni vidiki nemškega zaščitnega društva na Štajerskem do 1914. In: Helmut Rumpler, Arnold Suppan (Hg.): Geschichte der Deutschen im Bereich des heutigen Slowenien 1848–1941. Zgodovina nemcev na območju danasnje Slovenije 1848–1941. Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1988 (Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts, Bd. 13). S. 131, 138.

¹⁰² Suppan: Die Untersteiermark, S. 333, sowie Staudinger: Die Südmark, S. 145–149.

¹⁰³ Uhl: Kulturelle Strategien nationaler Identitätspolitik in Graz um 1900, S. 86.

damit [der] Deutschen des ganzen steirischen Unterlandes an das Slawentum“ gewertet.¹⁰⁴
Der Konflikt zog seine Kreise über die Grenzen des Kronlandes und führte schlussendlich zum Rücktritt der Regierung Windisch-Grätz.

¹⁰⁴ Suppan: Die Untersteiermark, S. 328.

III Theoretische Grundlagen

In diesem Kapitel werden die Grundlagen für die Analyse in *Kapitel IV* geschaffen. In einem ersten Schritt werden hierfür die unterschiedlichen Identitätskonzepte besprochen. Dabei wird insbesondere auf deren Machtart Augenmerk gelegt und darauf verwiesen werden, dass alle Formen der Identität – sowohl die personale als auch die kollektive und vor allem die nationale – konstruktivistischer Natur sind. In einem zweiten Schritt wird auf das Verfahren des Otherings eingegangen werden. Mit diesem stellen die Postcolonial Studies eine effektive Möglichkeit dar, asymmetrische Machtverhältnisse zu analysieren und fixierte Identitäten ihrer Konstruiertheit zu entlarven. Berücksichtigung findet hierbei die Stereotypenforschung, die in diesem Zusammenhang wichtige Erkenntnisse lieferte.

4 Personale, kollektive und nationale Identitäten

Von „Identitätskrisen“ zu „Corporate Identity“ und „Identity Styling“ – Die steile Karriere des Identitätsbegriffs setzte vor noch nicht allzu langer Zeit ein: Erstmals in den 1940er-Jahren in der Individualpsychologie verwendet, gehört „Identität“ mittlerweile zu „den theoretischen Grundbegriffen der Psychologie und Soziologie des 20. Jahrhunderts“¹⁰⁵ und fand schon bald nach seiner Einführung Eingang in die unterschiedlichsten Disziplinen. Auch heute noch, siebzig Jahre nach seiner Einführung, erfreut sich der Begriff ungebrochenen Interesses und findet sowohl in öffentlichen als auch wissenschaftlichen Diskussionen – mitunter inflationär und begrifflich unscharf – Anwendung. Dabei ist Identität und die Beschäftigung mit dieser keine Kategorie bzw. Fragestellung des 20. Jahrhunderts: „ein neues Wort für ein altes Problem“, nennen es Aleida Assmann und Heidrun Friese mit Verweis auf Johann Gottfried Herder, Jean-Jacques Rousseau und Friedrich Nietzsche, die sich bereits lange vor dem Aufkommen des Identitätsbegriffs mit der Frage auseinandersetzten, was Menschen definiere und was sie verbinde: Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war man darum bemüht, mithilfe von Begriffen wie „Wesen, Person, Charakter, Bildung, Volk“ den Menschen bzw. gruppenbildende Spezifika als etwas

¹⁰⁵ Jürgen Straub: Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In: Aleida Assmann, Heidrun Friese (Hg.): Identitäten. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (Erinnerung, Geschichte, Identität, 3). S. 73.

Naturhaftes und Unveränderliches darzustellen.¹⁰⁶ Als Kriterien fungierten – und fungieren auch heute noch oft – „natürliche“ Kennzeichen (wie z.B. Hautfarbe oder Geschlecht)“ sowie „Muttersprache oder territoriale Nähe“, über die Identität geschaffen wird, die aber gleichzeitig den Menschen in dieser „fest-stellen“ und ihm damit jede Möglichkeit auf Veränderung nehmen.¹⁰⁷

Erst Mitte der 1980er-Jahre hat sich unter dem Einfluss der Diskursanalyse die Ansicht durchgesetzt, dass es sich bei Identitäten um konstruierte Phänomene handelt. Aus dieser Perspektive wird unter Identität nicht mehr „*Gleichheit*“, sondern die „*Vorstellung von der Gleichheit*“ verstanden.¹⁰⁸

4.1 Personale Identität

In den Sozialwissenschaften unterscheidet man zwischen personaler Identität und kollektiver Identität. Während erstere „das Bewußtsein eines Menschen von seiner eigenen Kontinuität *über die Zeit hinweg* und die Vorstellung einer gewissen Kohärenz seiner Person“ bezeichnet, versteht man unter zweiterer „Identifizierungen“ von Menschen untereinander [...], also eine Vorstellung von Gleichheit und Gleichartigkeit *mit anderen*.“¹⁰⁹

Trotz einer großen Zahl an unterschiedlichen Theorien zu Identität im Allgemeinen und zu personaler Identität im Speziellen könne man Jürgen Straub zufolge in den einzelnen Herangehensweisen einige als „verbindlich geltende“, „formaltheoretische Bestimmungen“ ausmachen. So definiert er

„(personale) ‚Identität‘ als jene *Einheit und Nämlichkeit* einer Person [...], welche auf aktive, psychische Synthetisierungs- oder Integrationsleistungen zurückzuführen ist, durch die sich die betreffende Person der Kontinuität und Kohärenz ihrer Lebenspraxis zu **vergewissern** sucht. Dabei wird angenommen, daß **Kontinuität und Kohärenz angesichts diachroner und synchroner Differenzenerfahrungen gebildet** [Kennzeichnung, B.H.] oder konstruiert werden“ (Straub 1999, S. 75; [Kursivsetzungen i. Original])

Ausgehend von dieser Definition lassen sich folgende Aussagen über Identität und ihre Konstitution treffen: (1) Identität liegt die Vorstellung von „Einheit und Nämlichkeit einer Person“ zugrunde. (2) Diese Vorstellung von „Einheit und Nämlichkeit“ resultiert aus der

¹⁰⁶ Aleida Assmann, Heidrun Friese: Einleitung. In: Aleida Assmann, Heidrun Friese (Hg.): Identitäten. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (Erinnerung, Geschichte, Identität, 3). S. 12.

¹⁰⁷ Peter Wagner: Fest-Stellungen. Beobachtungen zur sozialwissenschaftlichen Diskussion über Identität. In: Aleida Assmann, Heidrun Friese (Hg.): Identitäten. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (Erinnerung, Geschichte, Identität, 3). S. 62. Zur Fixierung von Identitäten vgl. auch das *Kapitel III.5.5* über Postkoloniale Identitätszuschreibungen, hier besonders das Konzept Homi K. Bhabhas.

¹⁰⁸ Ebd., S. 63, [Kursivsetzungen i. Original] sowie Assmann, Friese: Einleitung, S. 13.

¹⁰⁹ Ebd., S. 44. [Kursivsetzungen i. Original]

Darstellung von „Kontinuität und Kohärenz“ einer Person. (3) „Kontinuität und Kohärenz“ werden durch (3a) „aktive, psychische Synthetisierungs- oder Integrationsleistungen“ sowie durch (3b) „diachrone[] und synchrone[] Differenzenerfahrungen“ konstruiert. Damit weist die Identitätsbildung eine doppelte Struktur auf: Um Identität bilden zu können, bedürfe es immer in der einen oder anderen Form Homogenisierung, eben eine Integration von Verschiedenem „in eine insgesamt einheitliche und [...] *stimmige Gestalt*“.¹¹⁰ Daneben sei „Identitätsbildung“ immer auch „unausweichlich differenzschaffend.“¹¹¹

Großen Stellenwert räumt Straub bei seiner Zugangsweise Erkenntnissen aus der Psychoanalyse ein – allen voran den Arbeiten des Psychoanalytikers Erik H. Erikson –, ohne die der Identitätsbegriff auch in den Sozialwissenschaften „keinesfalls bestimmbar“ wäre.¹¹² Indem er sich jedoch dem Identitätsbegriff psychoanalytisch über die Identitätskrise annähert, vernachlässigt Straub, dass der Identität damit eine doppelte Bedeutung zukommt: Einerseits wird sie in dieser Argumentation zu jenem *Gut* des Menschen, das es zu schützen gelte; das bedeutet, dass es sich bei Identität um etwas handle, worüber jeder Mensch verfüge, das ihm eigen sei. Andererseits sei Identität aber auch Antwort auf die sie bedrohende, essenzielle Verunsicherung sowie stabilisierendes Mittel gegen potenziellen Identitätsverlust. Denn, die Betonung von Kontinuität und Kohärenz ermögliche dem (verunsicherten) Individuum, „den eigenen Standpunkt im physikalisch-materiellen und leiblichen, im sozialen und moralischen sowie im zeitlichen Raum des Handelns in Erfahrung“ zu bringen „bzw. einen solchen Standpunkt (zurück-)[zugewinnen]“.¹¹³ Identitätsbildung wird damit zu einer Strategie der Verortung des Selbst im Raum und zu einem auf Einheit abzielenden Selbstvergewisserungsverfahren.

Dass es sich bei Identität und den für ihre Konstitution notwendigen Homogenisierungen und Differenzsetzungen jedoch um keine „naturegegebenen“ Phänomene handelt, die den einen Menschen immer und zu jeder Zeit definieren und von einem anderen unterscheiden, sondern erst im Zuge der Identitätskonstruktion mit Bedeutung aufgeladen und markiert werden müssen, wird unter dem *Kapitel III.5 – Othering* genauer erörtert werden.

¹¹⁰ Straub: Personale und kollektive Identität, S. 92.

¹¹¹ Wagner: Fest-Stellungen, S. 62. Vergleichbare Unterscheidung findet sich in Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 5. Aufl. München: Beck 2005 (Beck'sche Reihe, 1307). S. 145ff, Assmann unterscheidet hierbei zwischen „Integration“ und „Distinktion“.

¹¹² Straub: Personale und kollektive Identität, S. 75.

¹¹³ Ebd., S. 86.

4.2 Kollektive Identität

Während bei der personalen Identität das Untersuchungsobjekt relativ klar vorliegt – lässt sie sich doch auf „die natürliche Evidenz eines leiblichen Substrats“, auf das individuelle Subjekt beziehen¹¹⁴ –, ist die kollektive Identität bei weitem schwieriger zu fassen: Wer ist bzw. wer soll dieses Kollektiv sein? Bei einem Kollektiv als Träger einer kollektiven Identität kann es sich um die unterschiedlichsten Formen von Menschengruppierungen handeln: um „eine Gruppe, eines der Geschlechter, eine Ethnie oder Nation, eine Gesellschaft oder Kultur, ein Staatenverbund oder gar die gesamte Menschheit“.¹¹⁵ Menschengruppierungen sind jedoch, da sie sich aus unterschiedlichen Individuen zusammensetzen, per se heterogen. Ähnlich wie auch die Konstitution personaler Identität einer Syntheseleistung bedarf, müssen auch Kollektive, um überhaupt als *Gemeinschaft* in Erscheinung treten zu können, erst eine gemeinsame Basis schaffen, auf die sich die Mitglieder dieser Gruppierung zum Zwecke der Identifikation (im Sinne von: *einander Identischsein*) beziehen können; erst so kann ein innerer Zusammenhalt erzeugt werden. Ziel der Bildung kollektiver Identitäten ist es, eine Gruppierung möglichst homogen erscheinen zu lassen, ein „fiktives, imaginiertes ‚Wir‘, zu erzeugen, „das von der realen Differenz und Ungleichheit ihrer Mitglieder abstrahiert“ ist.¹¹⁶ Im Konzept der kollektiven Identität ist somit kein Platz für Ambivalenzen und Differenzen; im Zuge von Homogenisierungsprozessen kommt es zur Verdrängung und Verleugnung jeglicher Art von Pluralismus, der jeder Gruppe, unabhängig davon, worüber sich ihre Mitglieder definieren, inhärent ist. Da Vereinheitlichung nur von einem Machtmonopol gefordert und vor allem durchgesetzt werden kann, ist sie konkret immer mit Machtausübung assoziiert.¹¹⁷ Der Aspekt der Macht und die doppelte Struktur von Homogenisierung werden besonders bei dem von Jan Assmann geprägten Begriff der Integration ersichtlich: So kann sich der Marginalisierte durch das Ablegen seines Andersseins in die hegemoniale Gruppierung *integrieren* (versuchen zu integrieren); damit die Integration jedoch glückt, muss gleichzeitig auch die hegemoniale Gruppierung die Integration des Anderen zu lassen, ihn also in die Gemeinschaft *integrieren*.

¹¹⁴ Assmann: Das kulturelle Gedächtnis, S. 132.

¹¹⁵ Straub: Personale und kollektive Identität, S. 96.

¹¹⁶ Rolf Eickelpasch, Claudia Rademacher: Identität. Bielefeld: Transcript 2004 (Einsichten). S. 68.

¹¹⁷ Feichtinger: Habsburger (post)-colonial, S. 16.

4.3 Nationale Identität

Beiden bereits besprochenen Identitätsbildungsstrategien, sowohl der Vereinheitlichung als auch der Differenzsetzung, wird vor allem in der Diskussion um nationale Identitäten als Form kollektiver Identitäten besondere Bedeutung beigemessen. Das Zugehörigkeitsgefühl zu einer bestimmten Nation stellt eine der machtvollsten, aber auch gegenüber ideologischem Missbrauch am exponiertesten Quellen kollektiver Identitäten dar.¹¹⁸

Während Nationalismus Mitte der 1990er-Jahre zwar nicht für tot erklärt, diesem zumindest ein Bedeutungsverlust attestiert wurde, belegt ein europaweit zu beobachtendes Erstarren von konservativen und rechten Parteien, dass Nationalismus Hochkonjunktur hat. Auch wenn man sich – zumindest wissenschaftlich – von Begrifflichkeiten wie dem ‚Volkskörper‘ verabschiedet hat, zeigt ein Blick in die Tagespolitik, dass sich nationalistische (Hass-) Parolen (wieder) großer Beliebtheit erfreuen.¹¹⁹ Dabei wird eine gemeinsame, in sich homogene Kulturgemeinschaft gefordert, in der Differenzen religiöser, sprachlicher Art, vor allem aber der ethnisch Andere, keinen Platz haben. Die Begrifflichkeit mag sich vielleicht in den letzten 50 Jahren geändert haben, die Kriterien jedoch, nach denen Menschen als zu einem *Kollektiv* gehörend definiert werden, und die Strategien, mithilfe deren eine solche kollektive *Identität* konstruiert wird, sind im Grunde gleich geblieben.

Dabei wäre es verfehlt zu behaupten, dass kollektive Identitäten per se problematisch sind, partizipiert doch jeder Mensch, ob er sich nun über sein Geschlecht, seinen Beruf, seine Klasse u.Ä. definiert, in der einen oder anderen Weise an einer kollektiven Identität. Problematisch wird diese erst, wenn sie auf Kosten von anderen ausgebildet (Stichwort: ‚Aufwertung des Selbst durch Abwertung des Anderen‘), ihr konstruktivistischer Charakter mit Beharren auf ‚Natürlichkeit‘ kaschiert wird und sich aus Differenzerfahrung Diskriminierung entwickelt – wie es im Falle von nationalen Identitäten oft der Fall ist.

Was für andere kollektive Identitäten zutrifft, gilt, selbst wenn vielleicht die Sachlage nicht so einfach zu klären ist, auch für nationale: Genauso wie ein Mitglied einer Fangemeinschaft beispielsweise einer bestimmten Fußballmannschaft nicht als solches geboren wird, sie/er sich im Laufe ihres/seines Lebens auch einer anderen Mannschaft zuwenden oder ganz ihre/seine Interessen ändern kann, handelt es sich auch bei nationalen Identitäten nicht um etwas, das einem ein Leben lang anhaftet und bei Nationen um keine Zusammenschlüsse

¹¹⁸ Eickelpasch, Rademacher: Identität, S. 68.

¹¹⁹ Beispielhaft verwiesen sei an dieser Stelle auf die Slogans der FPÖ, der „sozialen Heimatpartei“, im Nationalratswahlkampf 2006: „Pummerin statt Muezin“ und „Daham statt Islam“.

von Individuen, die von Natur her eine Gemeinschaft bildeten. State of the art stellt hierbei das zur Pflichtlektüre aufgestiegene Werk „Imagined Communities“ (1982) von Benedict Andersons dar: Nationen werden darin als „vorgestellte politische Gemeinschaft[en]“¹²⁰ gehandelt, die durch unterschiedlichste Konstruktionsstrategien – „Zensus, Landkarte und Museum“¹²¹ – produziert werden. Andersons Werk beeinflusste mit seiner These die Nationalismusforschung grundlegend; die zum Schlagwort gewordene Formel der „Imagined Communities“ hat auch heute, bald 30 Jahre später, nicht an Bedeutung verloren¹²² und ist vor allem bei der Analyse naturalistischer Nationskonzepte von äußerster Relevanz.

In der Forschung (vor allem in der deutschsprachigen) wurden gemeinhin zwei miteinander konkurrierende Nationskonzepte unterschieden: jenes der ‚Staatsnation‘ und jenes der ‚Kulturnation‘. Die beiden auf den deutschen Historiker Friedrich Meinecke zurückgehenden Konzepte unterscheiden sich in ihrer Legitimation und im Verständnis ihrer Genese: Unter ‚Staatsnationen‘ werden solche Nationen gefasst, die sich als eine „politische Willensnation nach französischem Vorbild“ verstehen; es handle sich dabei um Zusammenschlüsse von Individuen, „die sich freiwillig für eine gemeinsame Vergangenheit und Zukunft entscheiden“, ohne dass darüber hinaus bei der Nationsbildung andere Kriterien als wirksam angesehen werden, – weswegen dieses Konzept auch als „subjektiv“ und „voluntaristisch“ bezeichnet wird.¹²³ Dem gegenüber steht das Konzept der ‚Kulturnation‘, dessen identifikatorische Grundlage das Selbstverständnis einer Kulturgemeinschaft, ein „ethnisches, sprachliches, historisches u.a. Gemeinschaftsempfinden“ bildet.¹²⁴ Wirksamkeit und Kraft beziehen Nationen, die sich als Kulturgemeinschaften verstehen, aus dem Anspruch heraus, dass die ihnen zugrunde liegenden nationsbildenden Kriterien objektiver Art, d.h. von Natur aus vorgegeben sind und damit Personen mit derselben nationalen Identität unwiderruflich zusammengehören. Nationen, die sich auf diese Weise generieren, sind äußerst undurchlässig und weisen eine rigide Grenzziehung auf. Vor allem im 19. und

¹²⁰ Benedict R. O'G Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. 2., um ein Nachw. von Thomas Mergel erw. Aufl. Frankfurt/Main u.a.: Campus 2005 (Campus Bibliothek). S. 15.

¹²¹ Ebd., S. 163ff.

¹²² Vgl. Rolf-Ulrich Kunze: Nation und Nationalismus. Darmstadt: WBG 2005 (Kontroversen um die Geschichte). S. 74.

¹²³ Ruth Wodak, Rudolf de Cillia, Martin Reisigl et al.: Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998 (stw, 1349). S. 20–21, Hans Manfred Bock: Nation als vorgegebene oder vorgestellte Wirklichkeit? Anmerkungen zur Analyse fremdnationaler Identitätszuschreibung. In: Ruth Florack (Hg.): Nation als Stereotyp. Fremdwahrnehmung und Identität in deutscher und französischer Literatur. Tübingen: Niemeyer 2000 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 76). S. 11.

¹²⁴ Bock: Nation als vorgegebene oder vorgestellte Wirklichkeit?, S. 11.

zu Beginn des 20. Jahrhunderts herrschte in Österreich und Deutschland dieses naturalistische Nationskonzept vor, das in Begriffen wie ‚Volkskörper‘ oder ‚Volksseele‘ seinen Ausdruck fand und schließlich in die nationalsozialistische Propaganda vom ‚reinen Volkskörper‘ mündete. Das Kollektiv ‚Volk‘ wurde zu einem Subjekt hypostasiert und – im Zeitalter des anbrechenden Nationalismus – mit einer „Kollektivpersönlichkeit“ oder ‚Gruppenseele‘, versehen.¹²⁵ Um die Vorstellung eines in sich kohärenten ‚kollektivistischen Subjekts‘ zu etablieren, müssen zwangsläufig zweierlei Arten von Strategien zum Einsatz kommen: Einerseits müssen die in einer Gesellschaft bestehenden Differenzen verdrängt und unterdrückt werden – dabei handelt es sich um eben jene Homogenisierungsprozesse und Ausübung von Macht, die bereits im *Kapitel III.4.2* angesprochen wurden. Für die Identitätsbildung von Kollektiven ist aber andererseits, wie bereits mehrfach erwähnt wurde, gerade die Differenzsetzung zu einem Anderen notwendig: Eine Gruppe bildet „nur deshalb eine Einheit, [...] ein Ganzes, weil sie alle ein gemeinsames Merkmal besitzen: „Keiner von ‚uns‘ ist wie ‚die da“.“¹²⁶ Hierbei zeigt sich bereits die ambivalente Logik kollektiver Identitäten: Einheit wird gefordert, deren Umsetzung jedoch aufgrund der Notwendigkeit von Differenzen für die Identitätsstiftung verhindert. „Indem die Kultur nach innen Identität erzeugt, stiftet sie nach außen Fremdheit.“¹²⁷

Ein naiver Umgang mit kollektiver, mitunter hypostasierter und als „naturegegeben“ dargestellter Identität ohne Hinterfragung ihrer Konstitutionsbedingungen läuft damit immer Gefahr, der „ideologisch-manipulativen Funktion“ solcher Identitäten Vorschub zu leisten.¹²⁸

¹²⁵ Straub: *Personale und kollektive Identität*, S. 99, 102. Siehe hierzu vertiefend vor allem auch die Arbeiten des Wiener Historikers Johannes Feichtinger, der anhand dreier Wissenschaftler, nämlich Ernst Mach, Sigmund Freud und Hans Kelsen, die Überwindungsversuche und den Kampf gegen die hypostasierten Vorstellungen eines „substanziellen ‚Kollektivkörpers“ in der Physik, Psychologie und Jurisprudenz aufzeigt. Vgl. u.a. Johannes Feichtinger: *Das Neue bei Mach, Freud und Kelsen. Zur Aufkündigung der Legitimationsfunktion in den Wissenschaften in Wien und Zentraleuropa um 1900*. In: Johannes Feichtinger, Elisabeth Großegger, Getraud Marinelli-König et al. (Hg.): *Schauplatz Kultur – Zentraleuropa. Transdisziplinäre Annäherungen*. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2006 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, Bd. 7). S. 297–306, und Johannes Feichtinger, Sabine Müller: *Nachwort: Kelsen im wissenschaftshistorischen Kontext. Das reine Recht und die „Freude der Demokratie“*. In: Tamara Ehs (Hg.): *Hans Kelsen. Eine politikwissenschaftliche Einführung*. Wien: facultas.wuv 2009.

¹²⁶ Eickelpasch, Rademacher: *Identität*, S. 68.

¹²⁷ Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 152.

¹²⁸ Vgl. Straub: *Personale und kollektive Identität*, S. 99, 101.

5 Othering – Eine Strategie zur Identitätskonstruktion

Seit dem 18. Jahrhundert und bis weit ins 20. Jahrhundert, mitunter auch noch heute, herrscht(e) die Vorstellung vor, dass „trotz erheblicher Erweiterungen des Verständnisses von ‚kultureller Komplexität‘ [...] Menschen in einer gegebenen Kultur im wesentlichen gleich (und von Mitgliedern anderer Kulturen unterschiedlich) sind.“¹²⁹ Diese Annahme hat sich als empirisch nicht haltbar erwiesen, weswegen sich dem Berliner Kulturwissenschaftler Peter Niedermüller zufolge innerhalb der Ethnologie und der Kulturanthropologie, die ja per se den clash of cultures im Zentrum ihrer Wissenschaft haben, einen Wandel vollzogen habe: So werden in neueren Untersuchungen kulturelle Differenzen nicht mehr als Resultat des Aufeinandertreffens zweier in sich homogener Gruppierungen verstanden, sondern „als Produkt kultureller und symbolischer Konstruktionsprozesse und dementsprechend als relationale, relative und prozessuale Kategorie“ aufgefasst.¹³⁰ Bei Bernhard Waldenfels heißt es analog dazu: „Eines ist in diesen Fällen von anderem verschieden, weil es von ihm *unterschieden wird* aufgrund einer ‚spezifischen Differenz‘, nicht aber weil es *sich selbst* von anderem *unterscheidet*.“¹³¹ Was somit konkret als Differenz bewertet wird, unterliege keinen fixen Regeln, ist „kontextgebunden“, „grundsätzlich verhandelbar und variabel“ und müsse erst mit Bedeutung aufgeladen werden.¹³² Mithilfe der Frage nach der Funktion und dem Zweck, warum gerade diese eine Eigenart als different markiert wird, lassen sich Rückschlüsse auf die in einer Gesellschaft existierenden Machtverhältnisse ziehen. Peter Niedermüller folgend sollte daher im Vordergrund nicht die Analyse dessen stehen, *was* als Differenz formuliert wird, sondern *wie* mit Differenzen diskursiv umgegangen wird.¹³³

Für die kritische Analyse naturalistischer Identitätskonzepte und den differenzschaffenden Strategien, mithilfe deren ein hegemoniales Subjekt seine Identität ausbildet, erwiesen sich die Postcolonial Studies als besonders ergiebig. Ausgehend von Untersuchungen (post-)kolonialer Identitäten wurde eine ideologie- und machtkritische Herangehensweise etabliert,

¹²⁹ Vgl. hierzu Wagner: Fest-Stellungen, S. 48.

¹³⁰ Peter Niedermüller: Der Mythos des Unterschieds. Vom Multikulturalismus zur Hybridität. In: Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2). S. 70–71, vgl. Wagner: Fest-Stellungen, S. 49.

¹³¹ Bernhard Waldenfels: Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (stw, 1320). S. 21. [Kursivsetzungen i. Original]

¹³² Niedermüller: Der Mythos des Unterschieds, S. 71.

¹³³ Vgl. ebd., S. 71.

die mittlerweile weit über den ursprünglichen Kernbereich hinaus, nämlich das Studium postkolonialer Gesellschaften, Anwendung findet. Die Postcolonial Studies ermöglichen es, die Konstruiertheit von Identitäten einer genaueren Analyse zu unterziehen und jene oft verdeckten, asymmetrischen Machtverhältnisse, die der Repräsentation von Identitäten zugrunde liegen, freizulegen. Bei einem der grundlegendsten Verfahren der Identitätskonstruktion innerhalb naturalistischer Nationskonzepte handelt es sich um die Strategie des Otherings. Bevor ich konkret auf diese eingehen werde, sollen für ein besseres Verständnis im Folgenden kurz die Grundzüge der Postcolonial Studies vorgestellt werden.

5.1 Grundzüge der Postcolonial Studies

„Die Zielsetzung des kolonialen Diskurses besteht darin, die Kolonisierten auf der Basis ihrer ethnischen Herkunft als aus lauter Degenerierten bestehende Bevölkerung darzustellen, um die Eroberung zu rechtfertigen und Systeme der Administration und Belehrung zu etablieren.“¹³⁴

Wie der Plural in der Bezeichnung ‚Postcolonial Studies‘ bereits anzeigt, handelt es sich bei dieser theoretischen Ausrichtung um kein homogenes Theoriegebilde, sondern um eine Vielzahl unterschiedlicher theoretischer Ansätze, die sich kritisch mit (Post-)Kolonialismus auseinandersetzen. Kritik am Kolonialismus ist jedoch kein neuartiges Phänomen; als frühe Vorläufer und „Schlüsselfiguren des revolutionären Kampfes der Schwarzen gegen koloniale und imperiale Unterdrückung“ gelten beispielsweise Aimé Césaire und Frantz Fanon, dessen Text *Schwarze Haut, weiße Masken* aus den 1950er-Jahren vor allem in den neueren Postcolonial Studies erneut auf Interesse stößt.¹³⁵ Ihre institutionalisierten Anfänge nahmen die Postcolonial Studies in den Cultural Studies und den Commonwealth Literary Studies, die sich mit der Literatur aus Gebieten des Commonwealth beschäftigten und ab den 1970er-Jahren erste postkoloniale Kritiken formulierten; in den 1980er-Jahren formierten sie sich schließlich zu einer eigenständigen Theorierichtung mit eigenen Analyseverfahren.¹³⁶

¹³⁴ Homi K. Bhabha: Die Frage des Anderen. Stereotyp, Diskriminierung und der Diskurs des Kolonialismus. In: Homi K. Bhabha (Hg.): Die Verortung der Kultur. Unveränd. Nachdr. der 1. Aufl. Tübingen: Stauffenburg 2007 (Stauffenburg discussion, 5). S. 104. Im Folgenden im Text zitiert als: Bhabha 2007a.

¹³⁵ Arne Klawitter, Michael Ostheimer: Literaturtheorie – Ansätze und Anwendungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008 (UTB, 3055). S. 197–198.

¹³⁶ Maria do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: Transcript 2005 (Cultural studies, 12). S. 22–23, Feichtinger: Habsburger (post)-colonial, S. 14.

Der Begriff ‚Postkolonialismus‘ ist ein äußerst strittiger Grundbegriff innerhalb der Postcolonial Studies, dessen Unschärfe und Mehrdeutigkeit bereits in dem Präfix ‚post‘ angelegt sind: So eröffnet ‚post‘ 1: eine zeitliche (nachkoloniale) und 2: eine emotionale (antikoloniale) Dimension.¹³⁷

1: Ursprünglich beschränkte sich der Begriff ‚postkolonial‘ auf die Situation ehemaliger Kolonien nach dem Prozess ihrer Dekolonisierung. Ende der 1980er-Jahre wurden diese zeitlichen Einschränkungen aufgegeben, sodass der Begriff ‚postkolonial‘ nunmehr allgemein die Lage ehemaliger Kolonien „vom Moment der Kolonisierung bis hin zur Gegenwart“ beschreibt.¹³⁸ Damit wurde einem veränderten Verständnis und neueren Erkenntnissen Rechnung getragen, die besagen, dass Kolonialismus kein historisch abgeschlossenes Phänomen ist, sondern, trotz Pro-forma-Dekolonialisierung, in den postkolonialen Ländern weiter fortwirkt. 2: Daneben wird unter Postkolonialismus auch eine kritische Haltung, ein Aufbegehren gegen Kolonialismus und dessen Strategien verstanden; ein Gegendiskurs, in dem „Widerstand [...] gegen Kolonialismus, kolonialistische Ideologie und ihre Hinterlassenschaften“ geleistet werde.¹³⁹ Dabei knüpfen die Postcolonial Studies „an die Geschichte der Dekolonisierung sowie die Problematisierung dominanter ‚Rassen-‘, Kultur-, Sprach- und Klassendiskurse“ und „an die Revolutionierung westlich intellektueller Traditionen“ an.¹⁴⁰

Ausgangspunkt der Postcolonial Studies ist die Grundannahme, dass Kolonialismus nicht nur eine auf materieller Seite wirksame Machtausübung darstellt, sondern, mit Bezugnahme auf Michel Foucault, vor allem auch ein Set an diskursiven Praktiken ist, die der kolonialen Hegemonialmacht und deren Legitimation dienen. Diese semantische Erweiterung ermöglicht eine Anwendung der Postcolonial Studies auch auf Gebiete und Bereiche, die im klassischen Sinne nicht als kolonial gelten, in denen jedoch Machtgefälle nachweisbar sind, die strukturelle Ähnlichkeiten mit der Machtausübung des klassischen Kolonialismus aufweisen.¹⁴¹

¹³⁷ Eberhard Kreutzer: Postkoloniale Literaturtheorie und -kritik. In: Ansgar Nünning (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart u.a.: Metzler 2005 (SM, 351). S. 181.

¹³⁸ Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin: The empire writes back. Theory and practice in post-colonial literatures. 1. publ. London u.a.: Routledge 1989 (New accents). S. 2.

¹³⁹ Eberhard Kreutzer: Postkolonialismus/Postkolonialität. In: Ansgar Nünning (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart u.a.: Metzler 2005 (SM, 351). S. 181, Castro Varela, Dhawan: Postkoloniale Theorie, S. 25.

¹⁴⁰ Castro Varela, Dhawan: Postkoloniale Theorie, S. 25.

¹⁴¹ Ebd., S. 23.

Das Buch *Orientalism* von Edward Said¹⁴² aus dem Jahre 1978 wird als das Gründungsdokument der Postcolonial Studies angesehen. Said setzt sich darin mit dem Orient und seiner spezifischen Repräsentation, dem sogenannten *Orientalismus*, auseinander. Seine Vorgangsweise wird von der Frage nach der kulturellen Repräsentation des Orients durch den Westen geleitet; einen besonderen Stellenwert innerhalb des Buches räumt Said der Analyse der Beschaffenheit kultureller Differenzen sowie ihrer Funktion innerhalb des kolonialen Diskurses ein.¹⁴³ Orientalismus fungiere dabei als „*distribution of geopolitical awareness into aesthetic, scholarly, economic, sociological, historical, and philological texts*“ (Said 2000, S. 14), er erschaffe und halte kulturelle Differenzen aufrecht und sei „*a certain will or intention to understand, in some cases to control, manipulate, even to incorporate, what is a manifestly different (or alternative and novel) world*“. (Said 2000, S. 14) „[A]lle kulturellen Beschreibungssysteme des Westens sind mit Strategien der Macht durchzogen“,¹⁴⁴ also auch und gerade solche Aussagen, die sich in den Dienst der Wissenschaft stellen, wie zum Beispiel Reise- oder ethnologische Forschungsberichte; Said verdeutlicht, dass Aussagen über den Kolonialismus, ob nun verbal oder nonverbal artikuliert (beispielsweise in den bildenden Künsten), nicht individualisiert sind, sondern bestimmten Richtlinien folgen und „Reflexe umfassenderer Systeme von Überzeugungen [sind], die durch diskursive Rahmen strukturiert werden und denen durch die imperialistische Machtbeziehungen Glaubwürdigkeit und Kraft zukommt.“¹⁴⁵ Analog dazu wird Literatur in den Postcolonial Theories „als Teil des imperialistischen Projekts und der Expansionsbestrebungen der Kolonialmächte“ verstanden.¹⁴⁶ Auch wenn sich Said darin in erster Linie mit dem Orient und seiner Repräsentation auseinandersetzt, geht es dennoch um die Art und Weise, „wie dominante Kulturen so genannte *andere* Kulturen repräsentieren und damit erst schaffen“.¹⁴⁷ Die Kritik an Said, dass man von *dem* Kolonialismus nicht sprechen könne (genauso wie auch Said eine Homogenisierung *eines* Orients ablehnt), mag gerechtfertigt sein, dennoch gibt es gewisse Grundkonstanten, die im hegemonialen Sprechen immer wiederkehren und eine Übertragung Said's Konzepts auf andere Kulturen ermöglichen.

¹⁴² Edward W. Said: *Orientalism*. London: Penguin Books 2000 (Penguin classics). Im Folgenden im Text zitiert als: Said 2000.

¹⁴³ Castro Varela, Dhawan: *Postkoloniale Theorie*, S. 33.

¹⁴⁴ Ebd., S. 32.

¹⁴⁵ Sara Mills: *Der Diskurs. Begriff, Theorie, Praxis*. Tübingen u.a.: Francke 2007 (UTB, 2333). S. 115.

¹⁴⁶ Beate Burtscher-Bechter: *Diskursanalytisch-kontextuelle Theorien*. In: Martin Sexl (Hg.): *Einführung in die Literaturtheorie*. Wien: WUV 2004 (UTB, 2527). S. 278.

¹⁴⁷ Castro Varela, Dhawan: *Postkoloniale Theorie*, S. 30.

In den neueren Postcolonial Studies fand eine Verlagerung des Fokus statt. In Zentrum steht nun nicht mehr die Repräsentation der Anderen, sondern deren Artikulation: Während Saids Werk auf binären Oppositionen aufbaut (Konstruktion eines *Anderen* durch den Westen zwecks Identitätsfindung) und sich vor allem mit dem hegemonialen Diskurs der Kolonisatoren beschäftigt, verabschiedete man sich von der Vorstellung festgefahrener dichotomer Strukturen und konzentriert sich nunmehr auf Texte von Migrant(inn)en und Bewohner(inne)n ehemaliger Kolonien.¹⁴⁸ Besonders Homi K. Bhabha beschäftigt sich mit dem Verhältnis zwischen Kolonisierten und Kolonisatoren und konstatiert, dass beide Seiten trotz versuchter Abgrenzung mittels Betonung kultureller Differenzen sich wechselseitig durchdringen.

5.2 Edward Said

Wie im Vorfeld bereits erwähnt, nahm für das neue Verständnis von kulturellen Differenzen Edward Saids *Orientalismus* eine wegweisende Stellung ein. Das Konzept von Saids Studie basiert auf der Grundannahme, dass es *den* Orient an sich nicht gebe bzw. nie gegeben habe, dieser kein „inert fact of nature“ (Said 2000, S. 8) sei und erst durch die diskursive Praxis des Westens konstruiert, *orientalisiert*, werde (Said 2000, S. 5). Der koloniale Diskurs als Wissen über die kolonialisierte Welt sei, so Said, Teil des imperialistischen Projekts, er produziere Wahrheit, gebe aber gleichzeitig auch die Denkstrukturen vor, in denen die orientale Welt konstruiert und überhaupt als wahr gedacht werden könne.¹⁴⁹ Die spezifische Repräsentation des Orients beruhe „upon an ontological and epistemological distinction made between ‚the Orient‘ and [...] ‚the Occident‘.“ (Said 2000, S. 2) Der Orient werde demnach nicht als eigenständiger, wie auch immer gearteter (symbolischer) Raum konstruiert und mit willkürlich gesetzten Eigenschaften versehen, sondern seine Darstellung sei in hohem Maße referenziell: So werde der Orient innerhalb des kolonialen Diskurses mit all dem attribuiert, was Europa, die westliche Welt, alles *nicht* sei: „der ewige und immer gleiche, weibliche und verführerische Orient, der korrupte asiatische Despotismus, die mystische Religiosität, Hitze und Staub der Wüste, der exotische, bunte Marktplatz“.¹⁵⁰ Diese Zuschreibungen ergäben sich erst ex negativo durch seine Differenzsetzung zum Westen. Indem nun aber die Bewohner des Orients „als das Gegenbild der Europäer/-innen,

¹⁴⁸ Vgl. Feichtinger: Habsburger (post)-colonial, S. 15, Burtscher-Bechter: Diskursanalytisch-kontextuelle Theorien, S. 278–279.

¹⁴⁹ Vgl. Ashcroft, Ahluwalia 2008, S. 57–63.

¹⁵⁰ Hartmann: Kultur und Identität, S. 4.

als ihre *Anderen*¹⁵¹ konstruiert würden, sage die Repräsentation des Anderen im Umkehrschluss auch immer etwas über das sprechende hegemoniale Subjekt aus, sei Teil des Selbst¹⁵² und mehr noch, sei notwendig für die europäische Identitätsbildung: Bei Ashcroft/Ahluwalia heißt es hierzu: „The creation of the Orient as the ‚other‘ is necessary so that the Occident can define itself and strengthen its own identity by involving such a juxtaposition.“¹⁵³

Die Konstruktion des Anderen verlaufe dementsprechend „im Spannungsfeld zwischen dem Eigenen und dem Fremden“, ¹⁵⁴ spezifisch dabei sei vor allem, dass der Andere im Zuge der Differenzsetzung zur hegemonialen europäischen Kultur in politischer, kultureller, intellektueller, ökonomischer und moralischer Hinsicht als unterlegen dargestellt werde. Denn erst die Darstellung eines subordinaren Orients ermögliche dem Westen, „zu einem positiven, zivilisierten Bild [...] zu gelangen“¹⁵⁵ und sich selbst als „a site of power and a centre“¹⁵⁶ zu produzieren. Diese Darstellung des Orients und des Okzidents als „great complementary opposite“ (Said 2000, S. 58), als gegenüberstehende und vollkommen unterschiedliche Entitäten, werde mithilfe von Grenzziehungen und einer „imaginative geography“ (Said 2000, S. 54) realisiert: „A line is drawn between two continent. Europe is powerful and articulate; Asia is defeated und distant.“ (Said 2000, S. 57) Die als binär aufgebauten Differenzen seien zwar geografisch festgemacht („our land-barbarian land“), würden jedoch an soziale, ethnische und kulturelle Grenzziehungsprozesse gekoppelt (Said 2000, S. 54). Orientalismus erscheint damit als ein „dichtome[s] Repräsentationssystem“, das in „ein Stereotypenregime [eingebettet ist], bei dem der Orient als feminin, irrational und primitiv im Gegensatz zum maskulinen, rationalen und fortschrittlichen Westen entworfen wird.“¹⁵⁷

Exkurs: Stereotypenforschung

Bei der Analyse der Konstruktion des Anderen wird auf das Konzept des Stereotyps zurückgegriffen. Herkömmlicherweise wird das Stereotyp „in übertragenen und meist

¹⁵¹ Castro Varela, Dhawan: Postkoloniale Theorie, S. 34.

¹⁵² Hierzu heißt es bei Said: „the Oriental was always like some aspect of the West“ (Said 2000, S. 67).

¹⁵³ Ashcroft, Ahluwalia 2008, 62.

¹⁵⁴ Niedermüller: Der Mythos des Unterschieds, S. 70. Vgl. auch die Arbeiten von Bernhard Waldenfels, der sich mit dem Verhältnis von Eigenem und Fremdem, von Selbst und Anderem auseinandersetzt: Bernhard Waldenfels: Der Stachel des Fremden. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991 (stw, 868) und Waldenfels: Topographie des Fremden.

¹⁵⁵ Mills: Der Diskurs, S. 116.

¹⁵⁶ Ashcroft, Ahluwalia 2008, 63.

¹⁵⁷ Castro Varela, Dhawan: Postkoloniale Theorie, S. 35.

pejorativen Bedeutungen zur Bezeichnung von stark vereinfachten, schematisierten [...], feststehenden und weit verbreiteten Vorstellungen einer Gruppe von einer anderen“ verwendet; man unterscheidet ‚Heterostereotypen‘, worunter die stereotype Vorstellung vom Anderen verstanden wird, und ‚Autostereotypen‘, bei denen es sich um die stereotype Vorstellung von einem Selbst handelt.¹⁵⁸ In der Forschung hat sich die Meinung durchgesetzt, dass Stereotypen die Vorstellung von Stabilität und Wirkung inhärent ist und deren Anwendung bzw. Umlegung auf den Anderen ein Gefühl von Sicherheit und Superiorität zur Folge haben.¹⁵⁹ Sie erwecken den Anschein von Homogenität einer Gruppe und bewirken, dass an Einzelnen beobachteten Charakteristika isoliert auf die einer Gruppe angehörenden Individuen übertragen werden. Der Prozess des Stereotypings und sein konstruktivistischer Charakter werde dabei jedoch verleugnet und an dessen Stelle die Illusion gesetzt, dass die attribuierten Charakteristika *natürlich* seien. (Pickering 2001, S. 5) Durch diese Darstellung und durch ständige Wiederholung entfalte das Stereotyp seine Wirkung; es werde erreicht, dass stereotypisierte Individuen und Gruppen in ihrer Repräsentation als Andere fixiert und ihnen eine eigene Identität abgesprochen würden.¹⁶⁰ Bei dem Stereotyping handle es sich somit immer auch um eine Form von sozialer Kontrolle über den Anderen.

Von Interesse ist im Zusammenhang mit Stereotypen vor allem die Arbeit Michael Pickerings *Stereotyping. The Politics of Representation* (2001). Pickering setzt sich darin mit der Frage nach einem adäquaten Umgang mit Stereotypen auseinander und versucht zu diesem Zwecke, das wissenschaftliche Konzept des Anderen mit jenem des Stereotyps in Verbindung zu bringen.

Auf Bhabha berufend konstatiert Pickering, dass die Anwendung von Stereotypen die Vorstellung unterstütze, dass vorherrschende asymmetrische Machtverhältnisse aus einer bestimmten Situation heraus notwendig und fixiert seien. (Pickering 2001, S. 3) Damit Stereotypen funktionieren können, müsse die stereotypisierte Differenz im Diskurs als „natural, and thus given und unalterable“ erscheinen und der konstruktivistische Charakter maskiert werden. (Pickering 2001, S. 70)

¹⁵⁸ Ansgar Nünning: Stereotyp. In: Ansgar Nünning (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart u.a.: Metzler 2005 (SM, 351). S. 204.

¹⁵⁹ Michael Pickering: Stereotyping. The politics of representation. Basingstoke u.a.: Palgrave 2001. Im Folgenden im Text zitiert als: Pickering 2001.

¹⁶⁰ David Huddart: Homi K. Bhabha. London u.a.: Routledge 2006 (Routledge critical thinkers), S. 37.

Eine der ursächlichsten und allen anderen zugrunde liegenden Konstruktionen des Anderen erblickt Pickering in der Vorstellung des Primitiven. Der Andere werde aus dieser Perspektive zum „decivilised“ und „ideological counterpart of modernity“. (Pickering 2001, S. 51) Er zeichne sich durch Nomadentum, sexuelle Promiskuität, Irrationalität und durch sein besonderes Verhältnis zu Magie und Spiritualität aus, er sei „childlike, intuitive, and spontaneous“. (Pickering 2001, S. 52–53) Der mit diesen Charakteristika attributierte Andere unterscheide sich nicht (ausschließlich) dadurch vom westlichen Selbst, da er komplementär all jene Eigenschaften besitze, die nicht europäisch sind bzw. nicht als solche verstanden werden, er etwa in seiner Wesensart wild und unzivilisiert sei; eine zusätzliche und vielleicht sogar wirkmächtigere Abgrenzung des Anderen werde dadurch vorgenommen, dass dieser neben seiner Physionomie und unzivilisierten Wesensart, die seine Inferiorität bereits offenbare, er in sozialdarwinistischer Manier mithilfe dieser Attributierung als „unterentwickelt“, sich auf einer weniger hohen Entwicklungsstufe befindend dargestellt werde. Der Andere werde damit zum „living fossil“ und zur „contemporary version[] of Europe’s own ancestry“. (Pickering 2001, S. 54) Er diene als Indikator, anhand dessen der Westen ablesen könne, wie weit er sich von seinen evolutionären Ursprüngen bereits weiterentwickelt habe. Als Messlatte fungiere der Fortschritt. (Pickering 2001, S. 54) Damit sei der primitive Andere ein Produkt westlicher Modernität und modernen Imperialismus: Erst die Kontrastsetzung zu einer als rückständig und inferior dargestellten sozialen Gruppe ermögliche westlichen Gesellschaften ihr Selbstverständnis als modern und zivilisiert. (Pickering 2001, S. 51)

Pickering vertritt damit die Ansicht, dass das, was den Anderen vom Selbst trenne, d.h. das ausschlaggebende Distinktionsmerkmal nicht geografischer, sondern zeitlicher Natur sei, und es sich dabei – rassistisch ausgelegt – um die unterschiedlichen Entwicklungsstufen handle. Räumliche als auch kulturelle Unterschiede würden in diesem Sinne „temporalisiert“ (Pickering 2001, S. 55) und Abgrenzungen mittels zeitlicher Distanzierung vorgenommen: „The time of the Primitive was always distanced as the ‚then‘ and ‚there‘ from the ‚now‘ and ‚here‘ of the civilised West. In evolutionary temporalising, difference became distance in a spatialisation of time.“ (Pickering 2001, S. 55)

Aus dieser Konstruktion ergeben sich zweierlei Konsequenzen für die Repräsentation der Anderen: Erstens werde dem Anderen jegliche Geschichtlichkeit sowie jede Teilnahme an der Geschichte abgesprochen und zweitens werde ihm dadurch jede Möglichkeit zu

Veränderung genommen und er im Gegensatz zum „dynamischen“ Westen als statisch, „monolithisch“ und „zeitlos“ gezeichnet. (Pickering 2001, S. 56)¹⁶¹

5.3 Homi Bhabha

Homi Bhabha definiert den kolonialen Diskurs als einen Machtapparat, der stereotype, einander aber antithetisch formulierte Erkenntnisse und Wissensbestände über Kolonisierte und Kolonisatoren produziere. Ähnlich wie Said geht auch Bhabha davon aus, dass die „Konstruktion des kolonialen Subjektes im Diskurs und die Ausübung der kolonialen Macht über den Diskurs eine Artikulation von Formen der – ethnischen und sexuellen – Differenz erforderlich“ (Bhabha 2007a, S. 99) machten. Er setzt damit Saids Überlegungen zur Konstruktion des kolonialen Subjekts implizit voraus, um sie in einem zweiten Schritt zwar nicht zu dekonstruieren, jedoch auf dessen Widersprüchlichkeit und in Folge Brüchigkeit zu verweisen.

Die Wirkungsmacht und Kraft des kolonialen Diskurses liege darin, dass es einzig der Entscheidungsgewalt des beherrschenden Subjekts obliege, welche sozialen, kulturellen Zeichen zwecks Differenzierung markiert würden; die Konstruktion sei somit willkürlicher, differenzieller und systembestimmter Natur. (Bhabha 2007a, S. 100) Seine Funktion bestünde darin, Überwachung auszuüben und gleichzeitig seine diskriminatorischen Strategien zu legitimieren. (Bhabha 2007a, S. 104) Zu diesem Zwecke sei es für die hegemoniale Macht notwendig, so Bhabha, jene Produktionsprozesse von Wissen – nämlich die Konstruktion und die stereotype Festschreibung des Anderen – auszublenden und zu evozieren, dass es sich um „primäre Wahrnehmung“ und um „Natur“ handle. (Bhabha 2007a, S. 118) Ein Spezifikum dieser Wissensproduktion sei daher, dass bei der Repräsentation des Anderen Wahrheitsgehalt beansprucht werde: „if realism is not always colonial discourse, then colonial discourse is always a form of realism“,¹⁶² verdeutlicht David Hubbard Homi Bhabha. Dabei wird eine Analogie zwischen dem kolonialen Diskurs und des Konzepts von gezogen.¹⁶³

¹⁶¹ Vgl. hierzu auch Castro Varela, Dhawan: Postkoloniale Theorie, S. 40.

¹⁶² Huddart: Homi K. Bhabha, S. 39.

¹⁶³ Als Randbemerkung soll hier nur erwähnt werden, dass Homi Bhabhas Bezugnahme auf den Realismus nur unzureichend bleibt. So geht nicht hervor, was tatsächlich unter Realismus verstanden wird – die literarische Strömung oder das Konzept? –, auch entspricht das Verständnis vom Realismus als „Wahrheitssystem“ (Bhabha 2000a, S. 105) einem nur naiven und unreflektierten Gebrauch des Begriffs.

Anhand der großen Bandbreite an kolonialen Stereotypen jedoch, die „vom loyalen Diener bis zum Teufel, vom Geliebtem [sic!] bis zum Gehäßen reicht“ (Bhabha 2007a, S. 116), werde ersichtlich, dass das koloniale Subjekt bzw. das über ihn produzierte Wissen von einer Ökonomie unterschiedlichster Parameter bestimmt sei. Bhabha weiter folgend, zeige sich dabei, dass der koloniale Diskurs demnach nicht homogener Natur sei – wovon Said bei seiner Analyse der kolonialen Repräsentation ausgegangen ist –, sondern im Kern tief widersprüchlich und „um eine *Ambivalenz* herum konstruiert“¹⁶⁴; diese Ambivalenz bilde sich im Spannungsfeld einer „konfliktgeladenen Ökonomie“, nämlich zwischen dem Bedürfnis nach Identität und Beherrschung, nach *An(ge)eignetheit* der Kolonisierten, und dem Begehren nach Differenz, nach *Un(an)geeignetheit*, heraus. Sie changiere zwischen „Starre und eine[r] unwandelbare[n] Ordnung, zugleich aber auch Unordnung, Degeneriertheit und dämonische[n] Wiederholung“ (Bhabha 2007a, S. 97).

Um diese Ambivalenz zu beschreiben, bedient sich Homi Bhabha der Psychoanalyse: Als Ausgangspunkt hierbei fungiert die Annahme, dass es sich bei dem Stereotyp um „eine Form des Fetischismus“ handle. (Bhabha 2007a, S. 109) Die dem Fetischismus zugrunde liegende ursprüngliche Phantasie als *Movens* für alle weiteren (Ersatz-)Handlungen entspreche im kolonialen Diskurs dem Glauben und dem Bedürfnis nach „ethnischer Reinheit, kulturelle[m] Erstanspruch“ (Bhabha 2007a, S. 109) – Freud abgewandelt: „Alle Menschen haben dieselbe Hautfarbe/Rasse/Kultur“. (Bhabha 2007a, S. 110) Bedroht werde die Vorstellung von Einheitlichkeit von der Entdeckung der Differenz von „Hautfarbe/Rasse/Kultur“, wiederum analog zu Freuds Begrifflichkeit: „Einige Menschen haben nicht dieselbe Hautfarbe/Rasse/Kultur“. (Bhabha 2007a, S. 110) Das Stereotyp im kolonialen Diskurs übernehme innerhalb dieses Schwankens zwischen „Herrschaft und Lust wie [...] Angst und Abwehr“ (Bhabha 2007a, S. 110) die Rolle des Fetisches; es werde zum „Ausgangspunkt der Subjektivierung sowohl für den Kolonialherrn als auch den Kolonisierten“ (Bhabha 2007a, S. 111). Der sichtbarste aller Fetische ist die Hautfarbe „als der für das Stereotyp entscheidende Signifikant kultureller und ethnischer Differenz“. (Bhabha 2007a, S. 116) Die ambivalente Struktur, der Konflikt zwischen „Lust/Unlust, Herrschaft/Abwehr, Wissen/Verleugnung, Absenz/Präsenz“ (Bhabha 2007a, S. 110) sei somit bereits in der kolonialen Identität eingeschrieben.

¹⁶⁴ Homi K. Bhabha: Von Mimikry und Menschen. Die Ambivalenz des kolonialen Diskurses. In: Homi K. Bhabha (Hg.): Die Verortung der Kultur. Unveränd. Nachdr. der 1. Aufl. Tübingen: Stauffenburg 2007 (Stauffenburg discussion, 5). S. 126. Im Folgenden im Text zitiert als: Bhabha 2007b.

Die Wiederholung ist es, deren der postkoloniale Theoretiker Bhabha viele Forschenden im (wissenschaftlich-analytischen) Umgang mit Stereotypen bezichtigt: Beschränke sich nun eine Analyse des kolonialen Diskurses ausschließlich auf die Konstruktionsmerkmale, auf die Identifikation von Unterschieden, Stereotypen und Bildern und darauf aufbauend auf deren Beurteilung, die vor dem Hintergrund „einer von vornherein feststehenden politischen Normativität“ erfolge, so warnt Bhabha, dass dies mehrfach folgenschwere Konsequenzen habe: Anstatt „es aus seiner Position zu de-plazieren“ (Bhabha 2007a, S. 98), werde in solchen Analysen, selbst wenn auch das Gegenteil erwirkt werden wollte, das stereotype Bild des Anderen bestätigt und die Eigenart der Andersheit marginalisiert. (Bhabha 2007a, S. 100) Indem die „Festgestelltheit“ des kolonialen Subjektes damit weiter fortgesetzt werde, arbeite eine solche Vorgangsweise dem kolonialen Diskurs in die Hände. Die bereits im kolonialen Diskurs angelegten subversiven Möglichkeiten des kolonialen Subjekts werde hingegen ignoriert, ihm jede Möglichkeit auf Veränderung genommen.¹⁶⁵ Um diese stereotype Repräsentation überwinden zu können, müsse die Ambivalenz im Zentrum der Beschäftigung mit dem kolonialen Diskurs stehen, auch wenn bzw. gerade weil diese Analyse die „dogmatische[n] und moralisierende[n] Positionen hinsichtlich der Bedeutung von Unterdrückung und Diskriminierung in Frage“ stelle. (Bhabha 2007a, S. 98) Bhabha entwickelt verschiedene Gedankenkonstrukte – von denen zwei das Stereotypen- und das Mimikry-Konzept sind –, die dazu beitragen sollen, althergebrachte Denkräume sowie die „verfestigte Wahrnehmung vom asymmetrischen Machtgefüge [...] aufzubrechen“¹⁶⁶ und auf die „diskursive Strategie des zivilen Ungehorsams der Kolonisierten (als Subversionsmöglichkeit gegen die Macht)“¹⁶⁷ hinzuweisen.

Exkurs: Mimikry

Als eine der effektivsten Strategien des kolonialen Diskurses benennt Homi Bhabha die Mimikry. Ausgangspunkt von Bhabhas Konzept ist die Überlegung, dass sich der Westen den Kolonisierten nicht vollständig aneigne und sich dadurch das koloniale Subjekt in einem Zustand *Un(an)geeignetheit* befinde. Daran werde ersichtlich, so folgert Bhabha weiter, dass

¹⁶⁵ Huddart: Homi K. Bhabha, S. 37, 41. Zu ähnlichen Schlüssen kommt auch Michael Pickering, der vor einem ahistorischen Zugang zu Stereotypen warnt, da dies keine Veränderung zuließe und deren Fixiertheit unterstütze. Vgl. Pickering: Stereotyping, S. 50.

¹⁶⁶ Feichtinger: Habsburger (post)-colonial, S. 14.

¹⁶⁷ Ursula Prutsch: Habsburg postcolonial. In: Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2). S. 35.

der koloniale Diskurs im Kern tief widersprüchlich und „um eine *Ambivalenz* herum konstruiert“ sei (Bhabha 2007b, S. 126); diese Ambivalenz bilde sich im Spannungsfeld einer „konfliktgeladenen Ökonomie“, nämlich zwischen dem Bedürfnis nach Identität und Beherrschung – nach *An(ge)eignetheit* der Kolonisierten –, und dem Begehren nach Differenz – nach *Un(an)geeignetheit* – heraus. Als „ironischen Kompromiss“ dieses inneren Konfliktes und als eine der effektivsten Strategien des kolonialen Diskurses sieht Bhabha die Mimikry – Ausdruck des „Begehren[s] nach einem reformierten, erkennbaren Anderen *als dem Subjekt einer Differenz, das fast, aber doch nicht ganz dasselbe ist.*“ (Bhabha 2007b, S. 126) An den Kolonisierten sei der Zugriff durch die Kolonisatoren ablesbar, die den Anderen nach eigenen Vorstellungen formen, re-formieren. Eine „autorisierte Version der Andersheit“ (Bhabha 2007b, S. 131) werde geschaffen. Hierbei setzt sich Homi Bhabha in Differenz zu Edward Said. Für Homi Bhabha gibt/gab es somit nicht den *wirklichen* Bewohner des Orients, der sich hinter der ihm aufgezwungenen, kolonialen Identität verberge, denn „[d]ie Mimikry verbirgt keine Präsenz oder Identität hinter ihrer Maske“. (Bhabha 2007b, S. 130)

Durch die Mimikry bleibt dieser Zugriff, die Aneignung und mit ihr die Präsenz, jedoch nur partiell, d.h. „unvollständig“ und „virtuell“. (Bhabha 2007b, S. 127) Ausgehend von dem Bild des Schwarzen aus Frantz Fanons Werk *Weißer Haut, schwarze Masken*, der seine Hautfarbe nicht ändern kann (nie weiß, sondern schwarz), und somit ungeachtet seiner Sozialisation, Bildung u.Ä. als kolonialisiertes Subjekt fixiert werde und erkennbar bleibe, könne sich das kolonialisierte Subjekt den Kolonisatoren nur annähern, jedoch nie „authentisch“ werden; es sei angliert, aber nicht englisch. Das kolonialisierte Subjekt sei „*fast, aber doch nicht ganz dasselbe*“ (Bhabha 2007b, S. 126) und damit sowohl Ausdruck einer Differenz als auch einer – nicht erfüllbaren – Identität. Mimikry ist somit eine Strategie, den Kolonisierten nach eigenem Vorbild zu disziplinieren, ihn aber gleichzeitig in einem kolonialen, erkennbaren Schwebezustand zu belassen. Ähnlich dem zur Mimikry, Tarnung zu Schutzzwecken, befähigten Tier, das eine Tarnung nur annehmen, seine Umgebung, bestimmte Farbtöne nur nachahmen und wiederholen, jedoch niemals die Tarnung *sein* könne, bleibe auch dem kolonialisierten Subjekt durch die Mimikry eine vollständige Identität verwehrt; es könne nur seine „*partielle Präsenz*“ (Bhabha 2007b, S. 131) wiederholen, niemals jedoch „re-präsentieren“ (Bhabha 2007b, S. 129). Daraus folge, dass Differenzen in der Mimikry bereits angelegt und notwendigerweise Bestandteil seien; sie könnten weder verdrängt noch unterdrückt werden. (Bhabha 2007b, S. 133) Aus

der Mimikry resultiere nicht Identität, sondern Ähnlichkeit: *fast dasselbe, aber nicht ganz*. (Bhabha 2007b, S. 132) Zu den un(an)geeigneten Signifikanten des kolonialen Diskurses zählt Bhabha „die Differenz zwischen Englischsein und Anglisiertsein, die Identität zwischen Stereotypen, die, durch Wiederholung, ebenfalls different werden, die diskriminatorischen Identitäten, die über traditionelle kulturelle Normen und Klassifikationen hinweg konstruiert werden, der affenartige Schwarze, der verlogene Asiate“. (Bhabha 2007b, S. 132) Fraglich ist an dieser Stelle, ob die Klammersetzung in dem Begriff „un(an)geeignet“ (aber auch die im englischen Originalbegriff „inappropriate“ eingeschriebene Polyvalenz) nicht viel zu konnotativ ist und statt definitiver Genauigkeit mehr Verwirrung schafft. Nur unzureichend kommt es zu einer Erläuterung des komplexen Zusammenspiels der Bedeutungen „ungeeignet“, „angeeignet“ und „unangeeignet“.

Differenzen bzw. deren Konstruktion seien notwendig für die westliche Identitätsbildung. Differenzen seien jedoch auch immer eine Gefahr, eine latente Bedrohung für die herrschende Macht, wodurch die „Frage der Repräsentation von Differenz [...] immer auch ein Problem der Autorität“ sei. (Bhabha 2007b, S. 132) Die Mimikry stelle eine Form dieser, wenn auch nur partiellen, Repräsentation von Differenzen und somit Bedrohung für den kolonialen Diskurs dar. Indem sie den Subjekten nur partielle Präsenz gewähre, sei sie „Zeichen einer doppelten Artikulation“ (Bhabha 2007b, S. 126): Zeichen des Angeeigneten, an dem die Spuren kolonialer Macht, „Reform, Regulierung, Disziplin“ (Bhabha 2007b, S. 127), ablesbar seien, Zeichen aber auch des Un(an)geeigneten. Das koloniale Subjekt ist somit nie vollständig diszipliniert und vertrauenswürdig, was erst recht „die dominante strategische Funktion der kolonialen Macht auf sich konzentriert“ und eine Intensivierung der kolonialen Überwachung zur Folge habe (Bhabha 2007b, S. 127).

Aber auch schon im Kern sei die Mimikry als koloniale Imitation eine Bedrohung für den kolonialen Diskurs. Im Versuch, zum Zwecke der Mimikry die Kolonisatoren nachzuahmen, werde der überwachende Beobachter zum Beobachteten: „[D]er Blick der Überwachung [kehrt] als der de-plazierende Blick des Disziplinierten wieder“ (Bhabha 2007b, S. 127) und breche „durch die Enthüllung der Ambivalenz des kolonialen Diskurses gleichzeitig dessen Autorität auf“. (Bhabha 2007b, S. 128) Indem nur „eine partielle Vision der Präsenz des Kolonialherrn produziert“ werde, zertrümmere der „Blick der Andersheit [...] das einheitliche Sein des Menschen, durch das dieser seine Souveränität ausbreitet“. (Bhabha 2007b, S. 131)

Die Mimikry stelle abschließend noch auf ganz andere Art und Weise eine Gefahr für den kolonialen Diskurs dar: Geprägt von der Aufklärung verstanden die kolonialen Aggressoren Kolonialismus als eine „zivilisatorische Mission“, die dem Nutzen der inferioren Anderen diene, welche wiederum ohne das Eingreifen von außen ins Elend schlittern würden. Indem aber der „koloniale Zustand und das koloniale Subjekt ‚normalisiert‘,„ d.h. Sklaverei und menschenunwürdige Behandlung legitimiert würden, komme es zum „komischen Umschlag der hären Ideale der kolonialen Imagination in die Niederungen ihrer mimetischen literarischen Effekte“ (Bhabha 2007b, S. 126); Kolonialismus wird als „Farce“ entlarvt. Die Mimikry habe somit eine Spaltung des kolonialen Diskurses zur Ursache und führe die zivilisatorische Mission des Kolonialismus ad absurdum. (Bhabha 2007b, S. 126)

IV Analyse nationaler Identität bei Rudolf Hans Bartsch

6 Textkorpus

6.1 Vorbemerkungen

Wie ich bereits in *Kapitel III.4* dargelegt habe, gehe ich von einem konstruktivistischen Identitätskonzept aus, in dem nationale Identitäten nicht als naturhafte Entitäten, sondern als „Imagination“ verstanden werden. Wichtige Verfahren der Identitätsbildung wurden bereits bei der Darstellung des Otherings in *Kapitel III.5* behandelt, im Folgenden soll kurz auf die Art und Weise der Konstruktion von Identität eingegangen werden:

„Nationale Kulturen konstruieren Identitäten, indem sie Bedeutungen der ‚Nation‘ herstellen, mit denen wir uns identifizieren können; sie sind in den Geschichten enthalten, die über die Nation erzählt werden, in den Erinnerungen, die ihre Gegenwart mit ihrer Vergangenheit verbinden und in den Vorstellungen, die über sie konstruiert werden.“ (Hall 2000, S. 201)

Stuart Hall versteht nationale Kultur als „*System kultureller Repräsentation*“, als „*Diskurs* – eine Weise, Bedeutungen zu konstruieren, die sowohl unsere Handlungen als auch unsere Auffassungen von uns selbst beeinflusst und organisiert.“¹⁶⁸ Hall weiter folgend, wird damit nationale Identität von nationaler Kultur gebildet, d.h. im „Diskurs einer Nationalkultur“ produziert. Damit lässt sich an die in *Kapitel III.5* dargestellten postkolonialen Arbeiten über den Orientalismus als „Wissenssystem“ und „*distribution of geopolitical awarness*“ (Said 2000, S. 14) bzw. die diskursive Konstruktion des Anderen anschließen.

Im Rahmen meiner Untersuchung interessieren mich daher die Werke Rudolf Hans Bartschs nicht als Ausdruck genuin individueller Schriftstellerleistung, sondern stellen für mich, indem ich sie als Diskurs, als Erzählungen der bzw. über die Nationalkultur verstehe, „eine Form sozialer Praxis“ dar.¹⁶⁹ Ausgehend von der These, dass in den Werken ein national-hegemonialer Diskurs eingeschrieben ist, welcher der Konstruktion einer nationalen, deutschösterreichischen Identität sowie der Legitimierung und Stabilisierung asymmetrischer Machtverhältnisse dient, gilt es in der folgenden Analyse, mithilfe der

¹⁶⁸ Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. 2. Auflage. Hamburg: Argument 2000. S. 200–201. [Kursivsetzungen i. Original]

¹⁶⁹ Wodak, de Cillia, Reisingl, Liebhart et al.: Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität, S. 42.

Postcolonial Studies die inhaltlichen Komponenten sowie die diskursiven Strategien dieser *österreichischen Identität* aufzuspüren und ihrer Konstruiertheit zu entlarven.

Besondere Bedeutung wird bei der Analyse der Kategorie des Raums zukommen. Es wird zu zeigen sein, welche (gewichtige) Rolle der Raum bei der Konstitution einer österreichischen Identität spielt und inwiefern er der Abgrenzung von den Slowenen und den Reichsdeutschen dient. In einem ersten Schritt wird deswegen zuerst auf die unterschiedlichen Raumphänomene eingegangen werden (*IV.7.1*), um daran anschließend einzelne Aspekte gesondert zu besprechen, so die Funktion des untersteirischen Raums als Anschauungsraum (*IV.7.2*), sein Beitrag bei der Bildung von Nationalstereotypen (*IV.7.3*) sowie seine Rolle als Aktionsraum (*IV.7.4*). In einem letzten Schritt wird auf die Beschaffenheit der als paradiesisch bewerteten Gesellschaftsordnung in der Untersteiermark sowie auf die Komponenten des deutschösterreichischen hegemonialen Selbstverständnis eingegangen werden (*IV.7.5*).

Vorbemerkungen zur Begrifflichkeit:

Deutsche – Deutschösterreicher – Reichsdeutsche: Wie ich in *Kapitel II.2.2* bereits gezeigt habe, ist es kennzeichnend für den österreichischen Identitätsdiskurs vor 1945, dass er sich im Spannungsfeld zwischen Deutschtum und Österreichertum bewegte und eine klare Abgrenzung fehlte – vor allem, was die Selbstbezeichnung betrifft. Diese definitorische Schwäche liegt auch in den Texten von Rudolf Hans Bartsch vor, weswegen keine einheitliche Bezeichnung anzutreffen ist. Um diesem Problem gerecht zu werden, bedürfte es einer eigenen Arbeit. Aus Platzgründen kann in der vorliegenden Analyse darauf nur verwiesen werden. Zwecks Eindeutigkeit wird wie folgt vorgegangen werden: Analog zu der Verwendung bei Bartsch bezieht sich in der Analyse die Bezeichnung ‚Deutsche/r‘ und synonymisch dazu ‚Deutschösterreicher/in‘ auf die deutschsprachigen Einwohner der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wenn hingegen Einwohner Deutschlands gemeint sind, wird explizit die Bezeichnung ‚Reichsdeutsche/r‘ verwendet werden.

Slowenisch – Slawisch: Obwohl es fast ausschließlich um den Nationalitätenkonflikt zwischen Slowenen und Deutschen innerhalb der Untersteiermark geht, die Südslawen-Frage nur am Rande in den Bücher vorkommt (nie jedoch explizit), verwendet Bartsch für die Bezeichnung der Slowenen weit häufiger den Sammelbezeichnung ‚Slawen‘. Zwecks Eindeutigkeit wird in der Analyse der Bezeichnung ‚Slowenen‘ Vorzug gegeben werden. .

6.2 Textauswahl

Für die Untersuchung des identitätskonstituierenden, deutschösterreichischen Diskurses habe ich aus dem wirklich umfangreichen Oeuvre, das Rudolf Hans Bartsch hinterlassen hat, drei Romane ausgewählt. Diese fallen in die Anfangszeit des literarischen Schaffens des Autors und wurden noch vor bzw. kurz nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges verfasst: *Zwölf aus der Steiermark* (1908),¹⁷⁰ *Das deutsche Leid. Ein Landschafts-Roman* (1912)¹⁷¹ und *Frau Utta und der Jäger* (1914).¹⁷² Der Beginn des Ersten Weltkrieges als zeitliche Zäsur wurde von mir aus folgendem Grund gewählt: Findet vor 1918 die nationalistische Propaganda noch ungebremst Eingang in die Werke und stellt einen thematischen Schwerpunkt dar, wird dieser nach dem Ersten Weltkrieg von neuen, durch die Niederlage und aus dem Krieg resultierenden Diskursen überlagert. Anstelle der Auseinandersetzung mit Nationalitätenkonflikt dominieren in den vor allem kurz nach 1918 verfassten Werken Diskurse des emotionalen, wirtschaftlichen sowie territorialen Verlusts (vgl. *Ewiges Arkadien!* (1920), *Das Tierchen. Die Geschichte einer kleinen Grisette* (1922)); in den 1930er-Jahren erscheinen regimiekonforme Bücher mit nationalsozialistischem Gepräge (vgl. *Brüder in Sturm* (1940)).

Um aus den verbleibenden Werken, die vor dem Ersten Weltkrieg erschienen sind, für meine Untersuchung eine repräsentative, möglichst homogene und damit vergleichbare Auswahl treffen zu können, bediente ich mich folgender Kriterien:

- (1) Gattung: Roman, mit Ausnahme von Künstler- bzw. historischen Romanen
- (2) Thema: Auseinandersetzung mit der Nationalitätenfrage als bedeutsames Movens
- (3) Verortung des Handlungsschwerpunkts: Steiermark

Betrachtet man das breite Werk Rudolf Hans Bartschs, fällt auf, dass der nationale Diskurs besonders in jene Bücher eingeschrieben ist, deren Handlungsschwerpunkt in der Steiermark liegt; nationalen Identitäten bzw. deren Konstruktion nehmen darin eine besonders prominente Stellung für sich in Anspruch. In Büchern hingegen, die beispielsweise in Wien und in der Wiener Umgebung spielen (vgl. *Die Haindlkinder* (1908), *Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern* (1913)), findet der Diskurs vor allem Ausdruck in

¹⁷⁰ Rudolf Hans Bartsch: *Zwölf aus der Steiermark*. Leipzig: Staackmann 1908. Im Folgenden im Text zitiert als: ZaS.

¹⁷¹ Rudolf Hans Bartsch: *Das deutsche Leid. Ein Landschafts-Roman*. Leipzig: Staackmann 1914 [Original: 1912]. Im Folgenden im Text zitiert als: DL.

¹⁷² Rudolf Hans Bartsch: *Frau Utta und der Jäger*. Leipzig: Staackmann 1939 [Original: 1915]. Im Folgenden im Text zitiert als: UuJ.

stereotypisierten, rassistisch/deutsch-chauvinistischen Personenbeschreibungen, denen nur am Rande handlungsmotivierende Funktion zukommt und die fast ausschließlich der Kontrastierung und Verdeutlichung deutscher Integrität und unter Umständen auch der Dramatisierung der Handlung dienen.

6.3 Beschreibung des Textkorpus

6.3.1 Formal-ästhetische Zuordnung

Sowohl was die Produktions- und Rezeptionsbedingungen als auch was den formal-ästhetischen Aufbau betrifft, sind die Romane Rudolf Hans Bartschs der Trivialliteratur zuzuordnen: So zeugen die Daten über Auflagenzahlen und verkaufte Exemplare¹⁷³ von einer breiten und fast ein halbes Jahrhundert anhaltenden Beliebtheit des Autors, die zwar mit 1938 – da die Integration Bartschs trotz anheimelnder NS-Propagandatexte¹⁷⁴ in den nationalsozialistischen Kulturbetrieb nicht reibungslos verlaufen ist – und 1945 – wegen seiner aktiven Befürwortung des Nationalsozialismus – schwächer wurde, bis zu seinem Tod 1952 jedoch nicht gänzlich abreißen sollte. Daneben belegen eine Fülle von Rezensionen in den unterschiedlichsten Zeitungen der Vor- und Zwischenkriegszeit – deutschnational ausgerichteter Organe ebenso wie liberaler oder, wenn auch kritischer, sozialdemokratischer – eine parteiübergreifende Rezeption des Autors.¹⁷⁵

Auch lassen sich in der formal-ästhetischen Gestaltung der Romane Übereinstimmungen mit jenen Kriterien aufzeigen, die im *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie* als charakteristisch für Trivialliteratur ausgewiesen werden. So zeichnen „schematischer Spannungsaufbau, Melodramatik und Sentimentalität der Handlung, Schwarz-Weiß-Zeichnung der Figuren und eindeutige moralische Zuweisungen sowie Vortäuschung eines klaren Weltbildes durch Harmonisierungsbestrebungen“ trivialliterarische Werke aus.¹⁷⁶ In den Büchern Bartschs lassen sich folgende der eben erwähnten Charakteristika nachweisen: Typenhaftigkeit der Figuren, bei deren Darstellung unterschiedlichste Klischees bedient als

¹⁷³ Noé: *Erinnerungen an Rudolf Hans Bartsch (1873–1952)*, S. 282.

¹⁷⁴ Vgl. hierzu Rudolf Hans Bartsch: *Unser Österreich. Landschaft, Städtebilder, Volkstrachten, Kunst, Architektur, ein Bilderwerk*. Bielefeld [u.a.]: Velhagen & Klasing 1938.

¹⁷⁵ Eine Sammlung zeitgenössischer Rezensionen über Bartschs Werke, aber auch von Bartsch verfassten Essays sind in der Wienbibliothek im Rathaus einzusehen.

¹⁷⁶ Laurenz Volkmann: *Trivialliteratur*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze □ Personen □ Grundbegriffe*. 4., aktualisierte u. erw. Aufl. Stuttgart u.a.: Metzler 2008.

auch (nationalspezifische) Stereotypen reproduziert werden, ein schematischer Handlungsablauf, die moralische Wertung (bzw. Nichtwertung von amoralischen Handlungen der Sympathieträger in den Romanen) sowie das eindeutige und geordnete Weltverständnis einer binär aufgebauten und asymmetrischen Gesellschaftsordnung zwischen Deutschen und Nichtdeutschen.

6.3.2 Inhaltsbeschreibungen

(1) Zwölf aus der Steiermark (1908)

Graz, 1895. Cyrus Wigram, Othmar Kantilener, Amadé Helbig und Thomas O'Brien sind Mitte zwanzig Jahre alt. Aus Sorge, „daß [ihnen] die Jugend wie Sand zwischen den Fingern durchläuft“ (ZaS 15), beschließen die vier Freunde, den „statutenlose[n] Verein des Geheimnisses vom Glück“ (ZaS 18) zu gründen: Singend und sich gegenseitig auf die sie umgebenden Schönheiten aufmerksam machend, ziehen die vier Männer durch Graz und durchs (mittel-)steirische Land. Nach und nach wächst der Kreis auf zwölf Mitglieder an, in ihrer Mitte: Else von Karminell, eine „von der ganzen Stadt beredete, lichtfarbige Frau“ (ZaS 43), Professorengattin und Cousine O'Briens. Sie bringt Unruhe in den losen Männerbund und wird zum Dreh- und Angelpunkt der Zwölf, die, was ihre Interessen, ihren sozialen Hintergrund und lebensphilosophische Einstellung betrifft, unterschiedlicher nicht sein könnten. Das Einzige, was die Männer verbindet: die von den einen etwas weniger, von den anderen dafür umso heftiger empfundene Leidenschaft für Frau von Karminell, das Streben, auf die ganz eigene Art und Weise glücklich zu werden – und der Glaube an die Übermacht der deutschen Kultur. Diese sei es, so deren Überzeugung, was den Deutschen, allen voran den deutschen Steirer, über seine slawischen Nachbarn, die „kulturarme Nation“ (ZaS 124), erhebe. Davon sind selbst Bodo Semljarič, slowenischer Student, und Amos Bohnstock, jüdischer Konzertmeister am Grazer Theater, beide dem „Verein der Glücklichen“ angehörend, überzeugt. Während Semljarič innerlich einen „erfolglosen, verzweifelten Kampf [...] gegen die berauschte Fülle deutscher Kultur“ (ZaS 123) ausficht, verzehrt sich Bohnstock in einer „unermeßlichen, tätlichen, hoffnungslosen Sehnsucht nach dem deutschgermanischen Wesen“ (ZaS 87) und der „schlichten, klaren, deutschen Seele“ (ZaS 87). Beide müssen am Ende in ihrem Streben scheitern und die Unmöglichkeit ihrer Leidenschaft, nämlich ungeachtet ihrer nationalen wie „rassischen“ Abstammung deutsch zu sein, einsehen und kapitulieren. Aber auch die Leben der anderen

nehmen dramatische Wendungen, sie verlieren sich in ihrem Trachten nach Größe, Macht und Erfolg (O'Brien, Zimbal, Vollrat), familiären Bindungen (Schleggl) und in dem blinden Anhängen einer einzigen Idee, z.B. einer lebensreformerischen oder politischen Ausrichtung (Petelin, Arbold), sodass am Ende nur Cyrus Wigram und Othmar Kantilener alleine, dafür aber „glücklich durch sich selber und aufmerksam auf jede wehende Stunde“ (ZaS 383) bleiben.

(2) Das deutsche Leid (1912)

Der junge Erasmus Georg Botzenhardt ist wissbegierig, ungehalten und wächst in bescheidenen Verhältnissen wohlbehütet, vielleicht auch etwas zu wohlbehütet, in Graz auf. Schon früh zieht es ihn ins Grüne, in die Natur, vor allem die untersteirische Landschaft hat es ihm angetan. Fasziniert von der bedeutenden Rolle, welche die Steiermark für das gesamtdeutsche Volk in der Vergangenheit gespielt habe – so klärt ihn sein Lehrer auf –, fühlt er sich bald zu Höherem berufen: Er möchte dazu beitragen, dass „die Steiermark berühmt wird“ (DL 66) und die deutschsprachige Bevölkerung in der Untersteiermark vor dem slowenischen Nationalismus beschützen. Bevor es jedoch so weit kommt, dauert es noch. Das Leben Erasmus Georg Botzenhardts ist voller Irrungen und Wirrungen, nirgends hält es ihn lange: Anders als seine Mutter und sein Gönner General Benedek vorgesehen haben, bricht er die höhere Schule ab. Nach einer Zeit als Forstpraktikant im abgeschiedenen Bacher Gebirge wird er, um seiner Geliebten, dem slowenischen Bauernmädchen Dortja, näher zu sein, in Marburg Soldat. Doch auch hier hält es ihn nicht lange und er zieht weiter, nach Graz, nach Wien und unternimmt Reisen in die Untersteiermark. Aktive Zeiten, in denen er ganz für den Volkskampf an der deutsch-slowenischen Sprachgrenze lebt, wechseln mit Zeiten, die als Larvenzustand Botzenhardts vom Erzähler beschrieben werden. Er muss erst lernen, „die altösterreichische Beschaulichkeit“, die ihm „tief im Blute lag“ (DL 347) zu überwinden. Er empfindet zwar ein tiefes Ungerechtigkeitsgefühl für die Situation der Deutschen in der Untersteiermark, fühlt sich jedoch außerstande, dagegen anzukämpfen. Erst nach und nach und durch die Unterstützung eines evangelischen Pastors aus Deutschland findet er zu seiner Bestimmung: Er schreibt einen Kalender über seine geliebte Steiermark, kündigt darin von ihrer Schönheit, wird damit zu jenem Sänger, der er als Kind werden wollte, und beginnt durch aktive Ansiedlungstätigkeit und Unterstützung der deutschen Bevölkerung, in der Untersteiermark rege am Nationalitätenkampf teilzunehmen – und wird „der geistige Beirat der ganzen Gegend“ (DL 407).

(3) Frau Utta und der Jäger (1914)

Nicht zufällig heißt das Schloss, hoch auf einem Felsen über der Save gelegen, „Straža“, was auf Deutsch „Auslug“ und „Wacht“ bedeutet: Handelt es sich dabei doch um die letzte deutsche Behausung vor „den Toren des Orients“ (UuJ 137) und bei seinen Bewohnern um die letzten Deutschen, den „letzte[n] dumpfe[n] Traum eines ehemals stürmischen Blutes“ (UuJ 287) auf slowenischem Gebiet an der Grenze zu Kroatien. Es ist ein schweres und bedrohtes Leben, das die Heydenreichs – Nachfahren zwar „volksfremder [, sic!] aber reiner und ehrstolzer Edelleute“ und „rechtlich herrschende Kinder aus alten Geschlechtern“ (UuJ 120–121) – so weit entfernt vom geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet führen: Der Weingarten ist von der Reblaus befallen und slowenische Wilderer machen ihre Wälder unsicher. Durch die Agitationen und Machenschaften des slowenischen Pfarrers, nationaler Emporkömmlinge und windiger Advokaten müssen sie nach und nach jedoch nicht nur auf ihre privilegierte Stellung als Herren des Gebietes verzichten, sondern werden selbst zu Opfern tückischer Angriffe auf ihr Leben. Baronin Agnes und ihr Sohn Hanns kämpfen darum, Schloss Straža weiter erhalten zu können, sowie für die Gerechtigkeit und Sicherheit der Deutschsprachigen auf slowenischem Boden. Ihr größter Feind bleibt jedoch unentdeckt: Utta Dressel hat ein Auge auf Hanns geworfen und versucht nun durch eine Intrige den Jäger an sich zu binden. Ihre Machenschaften gehen zum Teil auf: So verlieren die Heydenreichs nicht nur Schloss Straža, sondern auch den Großteil ihre Besitztümer im Uskokengebirge, nur ein karger Grund bleibt ihnen noch auf kroatischer Seite. Doch an sich binden kann Frau Utta Dressel Hanns dennoch nicht: Das Leben in Wien ist nichts für Hanns, er sieht sich als „einer der wenigen Überlebenden“, die „gänzlich in sich beruhen und in der Ewigkeit der Natur.“ (DL 289) Und so sucht er jedes Jahr bis in den Winter hinein beim letzten Fleckchen Erde, das den Heydenreichs geblieben ist, jenseits der kroatischen Grenze hoch oben im Uskokengebirge Zuflucht – „und klammert seine Faust alle Jahr bis in den späten November um das letzte, was ihm geblieben; – Heimaterde.“ (DL 313)

6.3.3 *Erzählsituation*

In allen drei Romanen ist die Erzählsituation ähnlich: Der Erzähler ist heterodiegetischer sowie nichtdiegetischer Natur.¹⁷⁷ Er ist nicht Teil der erzählten Geschichte und ist ausschließlich auf die Exegesis, der Ebene des Erzählens, zu beschränken. Weite Strecken

¹⁷⁷ Bei meiner Erzähltextanalyse orientiere ich mich an der Terminologie von Silke Lahn, Jan Christoph Meister: Einführung in die Erzähltextanalyse. Stuttgart u.a.: Metzler 2008.

der Romane weisen eine Nullfokalisierung auf, nur einzelne Passagen werden intern fokalisiert. Im Allgemeinen bleibt die Erzählerstimme anonym und zeichnet sich durch eine hohe Präsenz in den Texten aus: So werden weite Teile der Handlung durch die vermittelnde Instanz des Erzählers wiedergegeben und es kommt zu einer Vermischung der Figuren- und Erzählerrede. Neben jenen, wenn auch wenigen Stellen, an denen die Erzählstimme konkret fassbar ist und auf den Akt des Erzählens explizit verwiesen wird („ernstheiteren Erzählung“ ZaS 370), tritt der Erzähler auch als Kommentator der Geschichte auf und bewertet, unterschiedlich direkt, die Handlung auf der Ebene der Diegese. Das Figurenpersonal selbst ist ausgenommen dreier Figuren, nämlich Bodo Semljaritsch und Else von Karminell in *Zwölf aus der Steiermark* sowie Utta Dressel in *Utta und der Jäger*, männlich und deutsch. Diese sind auch die Sympathieträger in den Texten und werden trotz oft fragwürdigen Verhaltens von der Erzählstimme nicht kritisiert oder infrage gestellt. Kritik an den Protagonisten wird, wenn überhaupt, nur in direkter Rede von anderen Figuren geäußert, ohne dass dies jedoch Konsequenzen auf die Integrität der Figuren hätte. So wird beispielsweise die Unrechtmäßigkeit und das provokante Verhalten Hanns Heydenreichs, der sich als willkürlicher Herrscher mit Allmachtsallüren im Uskokengebirge geriert, gegenüber dem slowenischen Pfarrer als ein „dumm lustige[r] Zufall“ (UuJ 79) von der Erzählstimme bewertet. Damit korrelierend ist auch auffällig, dass ausschließlich die Protagonisten der direkten Reden mächtig sind. Den Büchern fehlt damit jede Form des Dialogischen. Der Erzähler und die Figuren sind sich einig.

Gerade in Texten, die einen nationalen Konflikt thematisieren und immer auch einen Kampf um Boden, Kampf um *Raum* im Zentrum haben, muss *Raumwahrnehmung* – an dieser Stelle nicht narratologisch verstanden – auch textintern einen großen Stellenwert einnehmen. Das ist auch in den untersuchten Büchern der Fall: Die Wahrnehmung von Landschaft und Natur tritt als männlich-deutsches Privileg in Erscheinung. Wie in der folgenden Analyse noch zu zeigen sein wird, werden die Slowenen als die Anderen der deutschsprachigen Bewohner der Habsburgermonarchie dargestellt. Ihre Unterlegenheit spiegelt sich auch in der Erzählsituation wider. So werden sie kaum bis gar nicht fokalisiert, auch wird ihnen keine Redefreiheit zugesprochen, selbst in *Das deutsche Leid* nicht, in dem das (feindliche) Aufeinandertreffen von Slowenen und Deutschen breiten Raum einnimmt. Bei den wenigen Slowenen, deren Rede direkt wiedergegeben wird, handelt es sich entweder um Figuren, die die deutsche Überlegenheit anerkennen (beispielsweise das slowenische Bauernmädchen Dortja, das sich Georg Botzenhardt unterordnet: „Ach, ihr Deutsche seid die Herren“ DL 101) oder – zur Veranschaulichung des Kulturkampfes – mit dieser hadern (Bodo

Semljarič). Beide bestätigen in ihrer Unterordnung oder ihrer inneren Zerrissenheit die als „angestammt“ dargestellten Herrschaftsverhältnisse. Eine Ausnahme stellt Bogumil Trojar dar, ein slowenischer Lokalpolitiker, der aber bereits durch sein Äußeres sowie seine Kritik an Hanns diskreditiert wird (vgl. UuJ 120–131).

7 Analyse

7.1 Raumphänomene

„[...] Weiße Kirchlein, schön gemischte hohe Wälder an der Mitternachtsseite, satte, fast blaugrüne Rebenlauben gegen Süden, freundlich umhergewürfelte Häuschen, bunte Blumengärten, der Mais, die Edelkastanien! O, was für ein Gottessegenland!“ (ZaS 65)

Alle drei ausgewählten Romane spielen bis auf wenige Szenen in der Steiermark. Während der Roman *Zwölf aus der Steiermark* in Graz und der deutschsprachigen Mittelsteiermark angesiedelt ist, liegt der Handlungsschwerpunkt der Romane *Das Deutsche Leid* und *Frau Utta und der Jäger* in der vorwiegend slowenischsprachigen Untersteiermark. Bei dem vorangestellten Zitat handelt es sich keinesfalls um eine einzelne Textstelle: Ähnlich idealisierte Landschaftsbeschreibungen der (Unter-)Steiermark und emphatische Anrufungen ihrer Schönheit dominieren die Raumwahrnehmung und nehmen auch quantitativ einen breiten Raum innerhalb der Bücher ein. Dass sich die Funktion des erzählten Raums damit nicht einfach auf die einer Kulisse reduzieren lässt, vor deren Hintergrund die Handlung entwickelt werde, versteht sich fast von selbst. Landschaft und Raum haben eine hohe homozentrische Komponente. Sie stehen nicht für sich, ihre Darstellungen sind nicht Selbstzweck, sondern werden, auf unterschiedliche Art und Weise, mit dem Menschen in Beziehung gesetzt.

In der anschließenden Analyse soll der erzählte Raum auf seine Funktion als Anschauungsraum, als Aktionsraum sowie als gestimmt-symbolischer Raum¹⁷⁸ befragt und die unterschiedlichen Raumphänomene dargestellt werden. In einem ersten Schritt wird daher der Frage nachgegangen werden, wie Raum, im Speziellen der untersteirische,

¹⁷⁸ Vgl. Birgit Haupt: Zur Analyse des Raums. In: Peter Wenzel (Hg.): Einführung in die Erzähltextanalyse. Kategorien, Modelle, Probleme. Trier: WVT Wiss. Verl. Trier 2004 (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium, 6). S. 72–76.

gezeichnet wird, welchen Einfluss er auf die Menschen nimmt und inwiefern er dabei identitätskonstitutiv wirksam wird. Anschließend wird die Darstellung von Raum dahin gehend noch untersucht werden, inwiefern er auf der Handlungsebene eine Rolle spielt und die Aktionen der Protagonisten beeinflusst.

7.2 Steiermark – das „Traumland der Heimverlangenden“ (DL 382)

Die in *Kapitel IV.6.4* bereits beschriebene hohe Präsenz des Erzählers drückt sich vor allem bei der Vermittlung von Raum aus: Ohne an eine bestimmte textinterne Perspektive (beispielsweise eines Protagonisten) gekoppelt zu sein, werden Räume geöffnet und symbolisch durch den Erzähler besetzt. In überschwänglichen und überbordenden Beschreibungen wird der Schönheit der untersteirischen Landschaft gehuldigt und kontrastierend dazu der städtische, mittel- und vor allem norddeutsche sowie hochalpine Raum als Anti-Orte vorgestellt. Die „gebenedeiten Höhen der südsteirischen Unermeßlichkeit“ (DL 399), die „süße Schönheit unserer Hügel [...]“ (ZaS 65) und der „Duft jener wunderschönen Erde“ (DL 382) machen, so der Tenor in den Büchern, die (Unter-)Steiermark, ein „seliges Sonnenland“ (DL 96), zum „schönste[n] Erdbezirk“ (DL 408). Die Untersteiermark wird dabei als *locus amoenus* figuriert, als ein paradiesischer Ort, an dem die Menschen mit der Natur noch in Einklang leben. Auch die Protagonisten, allesamt als landschaftlich tief verwurzelt gezeichnet, schließen sich diesem Lobgesang an: Die Natur im Allgemeinen, aber im Besonderen die (unter-)steirische Landschaft wird als Sehnsuchtsort und vor allem als Zufluchtsort gezeichnet. Was es bedeutet, aus dieser entlassen zu sein, aus Schutz und Obhut der Natur, müssen in *Zwölf aus der Steiermark* gleich zwei Charaktere schmerzhaft am eigenen Leib erfahren, nämlich Amadé Helbig und Cyrus Wigram. Während Wigram in der Hoffnung, den deutschen Kaiser Wilhelm II persönlich von seinen Ideen eines neuen Menschentums überzeugen zu können, freudig einer Einladung nach Berlin folgt, treibt es Helbig auf Geheiß seiner Eltern nach Wien, um in einem Ministerium die berufliche Laufbahn als Jurist einzuschlagen. Der Aufenthalt in der Fremde gestaltet sich für den einen als überaus desillusionierend und enttäuschend, für den anderen endet er sogar tödlich: In Wien stößt Helbig, der „feingebildete, hysterische Doktor“ (ZaS 323), auf „[s]tille, verödete, kinderlose Palaststraßen, glattrasierte Zurückhaltung, steifkragene Würde“ und „in den wenigen billigen, alten Miethäusern der Marrokanergasse [auf] zusammengedrängte Armseligkeit“ (ZaS 243–244). Die Großstadt wird als ein Ort gezeichnet, der nur böse und gierige Menschen hervorbringt: „Kein böser Traum kann so

viele wüste, schmutzklumpige, graue, fletschende, schrillende und menschenunähnliche Gestalten [...] hexen, wie die aufgeregte Zinskaserne einer Großstadt auszuspeien vermag.“ (ZaS 324) – Als ein Ort, an dem ein so feinfühliges und mit der Natur verbundener Mensch wie Helbig zugrunde gehen muss.

Doch ist es nicht die Stadt Wien an sich, gegen die sich die Kritik richtet, sondern die Einflüsse von Industrie, Massen-Unterhaltungskultur und Wirtschaft: „Alles war hier leichtest sorgloseste Verschwendung“, (DL 348) beurteilt Erasmus Georg Botzenhardt das innerlich zerrissene Wien: „Hier tragen die Kellner Speisereste im Wert von vielen hundert Gulden an einem Tag fürs Schweinefutter weg [...] und verhärmte Mütter sehen ihre Säuglinge mit traurigen Augen langsam hinsterven.“ (DL 350) Dennoch: Auch in der Hauptstadt Österreich-Ungarns ist ein erfülltes Leben möglich, nämlich dort, „[w]o auch das heutige Wien noch in Geländen verwildert, die wie aus Herrn Biedermeiers und Franzl Schuberts Tagen herübergerettet scheinen, im rebenträumenden Grinzing“ (ZaS 244). Der traditionelle Stadt-Land-Gegensatz erscheint angereichert mit zivilisationskritischem und antimodernistischem Gedankengut: Als Gegenpol zu den korrumpierenden Einflüssen wird dabei ein zeitloses, aber vergangenes, märchenhaftes Wien heraufbeschworen, das vorindustriellen, vorstädtischen und naturhaften Charakters ist; ein ‚Alt-Wien‘¹⁷⁹, bei dem es sich um einen wirtschaftsfreien Raum handelt, der von der Korruption durch das Kapital unberührt ist.¹⁸⁰ Wird diesem in den Romanen *Die Haindlkinder* (1908) und *Schwammerl* (1912) noch gehuldigt und können die Protagonisten in den ausgewählten Büchern ‚Alt-Wien‘ noch in einzelnen wenigen stillen Seitengassen und in ruhigen Vororten vorfinden, dominiert in *Ewiges Arkadien!* (1920) ausschließlich die Trauer und der Schmerz über den Verlust dieses geliebten Ortes; ‚Alt-Wien‘ ist hier nur noch durch Rückbesinnung auf die idealisierte Vergangenheit, die in dieser Form jedoch niemals existiert hatte, zu erreichen. Die einzigen Zufluchtsorte Wiens, eben diese stillen Gassen des ‚Alt-Wiens‘, bleiben Helbig verschlossen. „Das ist die Geschichte einer welkenden Menschenpflanze, die aus steirischem Humus auf den Lehmgrund des Wiener Bodens versetzt ward und zugrunde ging [...].“ (ZaS 252) – bedrängt von äußeren Zwängen, sieht er keinen anderen Ausweg, als seinem Leben ein Ende zu setzen.

¹⁷⁹ Zur Bildung des Mythos ‚Alt-Wien‘ siehe näher: Monika Sommer, Heidemarie Uhl (Hg.): *Mythos Alt-Wien. Spannungsfelder urbaner Identitäten*. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2009 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 9).

¹⁸⁰ Vgl. Klaffenböck: „In jedem Treppenwinkel blüht hier ein Roman.“, S. 122–124, siehe hierzu auch Alexander Preisinger, Bernadette Harrant: *Neureiche, Schieber und Spekulanten. Ökonomie in der österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit*. In: *ÖGL 1* (2010). S. 52–64.

Ein völlig konträres Bild wird hingegen von Graz gezeichnet. Sie ist die „naturzurückverlorene[] Stadt der Gärten“ (ZaS 315), die alles vereint: „Drohende Berge, lächelnde Hügel, düster-brauige Wolken hier und weitausbrütenden Sonnenschein dort. Die Auen schwimmen im Silberflimmer, der Süden liegt im blauen Duft, – es ist für alle Art von Menschen reichliches hingeschüttet.“ (ZaS 54) Hier lebt der Mensch im Gegensatz zu den anderen „steinernen“ Städten (ZaS 315), wie es Wien und Berlin sind, noch im Einklang mit der „überirdischen Umgebung“ (ZaS 200). Bei der Darstellung von Graz als Inbegriff des Naturhaften und als Gegensatz zu Wien werden diskursive Strategien aktiviert, die auch schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Anwendung fanden: Dabei handelt es sich um ein „stabile[s] Repertoire der ethnographischen Topoi einer schönen Stadt, die selten mit Urbanität, aber im Guten wie im Bösen immer mit Natur und ‚Grazien‘ in Verbindung gebracht“ wurden.¹⁸¹ Vergleichbar mit dem utopischen Raum des ‚Alt-Wiens‘ handelt es sich bei Graz um einen Ort, der von den korrumpierenden Einflüssen der Moderne noch unberührt geblieben ist. Die antimodernistische Forderung scheint in Graz, dem „Arkadien des Städters“,¹⁸² erfüllt: „Hier gibt es wenig Industrie. Die Transmissionsriemen der Ungenügsamkeit hören bald nach dem Bahnhofs auf, und in diesen Gassen rasselt, streikt und neidet nichts mehr.“ (UuJ 47) Keine „bedrohlich schauende[n] Arbeiterschaften, die alles hassen und nicht das mindeste lieben“,¹⁸³ wie es in einem späteren Roman Bartschs heißt, bedrohen angestammte Herrschaftsverhältnisse, jene in Armut lebenden Menschen in Graz sind demütig, sich ihrer untergeordneten Stellung bewusst und dankbar für jegliche Zuwendungen.¹⁸⁴

Wird Wien als eine Stadt gezeichnet, die an der Moderne erkrankt ist, handelt es sich bei Berlin um eine palliative Patientin: Sie erscheint Wigram als eine künstliche Großstadt, die keine Zeit gehabt hat, sich langsam zu entwickeln. Während Wien zumindest einzelne

¹⁸¹ Karl Wagner: ‚Die Grazer Poeten-Colonie‘. Literatur aus und über Graz 1848–1918. In: Stefan H. Kaszyński, Sławomir Piontek (Hg.): Die habsburgischen Landschaften in der österreichischen Literatur. Beiträge des 11. Polnisch-Österreichischen Germanistentreffens, Warschau 1994. Poznań: Wydawn. Naukowe UAM 1995. S. 106.

¹⁸² Ebd., S. 95.

¹⁸³ Rudolf Hans Bartsch: Ewiges Arkadien! Leipzig: Staackmann 1920. S. 77–78.

¹⁸⁴ Armut nimmt eine besondere Stellung im Werk Bartschs ein und bedürfte einer genaueren Analyse: Sie wird als Chance gewertet, ein besseres Leben zu führen bzw. wie in *Ewiges Arkadien!* als Beweggrund für die Figuren, ihr dekadentes und schädliches Leben zu ändern. Auch essayistisch hat sich Bartsch zum Thema Armut vor allem nach dem Ersten Weltkrieg zu Wort gemeldet sowie Leitfragen zum besseren Umgang mit Armut verfasst. Siehe hierzu: Rudolf Hans Bartsch: ‚Wie wir unsere Armut tragen ...‘. Ein tröstliches Buch. Leipzig: Staackmann 1932. Vgl. Preisinger, Harrant: Neureiche, Schieber und Spekulanten.

Häuser, „behaglich, familiengerecht und einladend“, aus der „Zeit der Biedermaier [sic!]“ (ZaS 302) hat retten können, ist in Berlin „alles auf Äußerlichkeit hinausgetrieben“ (ZaS 302): „Prahlerci! [...] Die aber schrien hier ihren Kaiser, ihre Armee, ihre Beamten [...], ihre Kunst und ihren Geschmack, ihr Berlin [...] aus, als wäre die Welt ein Jahrmarkt und Preußen eine Bude, die Zuschauer nötig hätte.“ (ZaS 302)

Ähnlich wie Stadt nicht per se als negativ dargestellt wird (Vergleich Graz – Wien – Berlin) und differenzierte Bewertung findet, erfährt auch Landschaft, selbst die österreichische, keine ungebrochene Zustimmung und wird nicht als Gesamtes gut geheißen. Voraussetzung, damit Landschaft die Funktion als Zufluchtsort für den von der Moderne gebeutelten Menschen übernehmen könne, ist die Erfüllung bestimmter Kriterien. Der hier skizzierte Raumdiskurs, dem ein wichtiger Stellenwert bei der Konstruktion der österreichischen Identität zukommt, weist in der Beurteilung der (Ideal-)Landschaft Charakteristika und Überlappungen mit den Forderungen der Heimatschutzbewegung und den Vorstellungen innerhalb der um die Jahrhundertwende aufkommenden Jugendbewegung auf, die im Folgenden kurz erläutert werden sollen.

Exkurs: Heimatschutz

Die Heimatschutzbewegung hatte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im neu gegründeten Deutschland gebildet; Institutionalisierung fand die Bewegung 1904 in dem von Ernst Rudorff gegründeten Verein „Bund Heimatschutz“. Der Heimatschutz kann als Reaktion auf die zunehmende Industrialisierung und Verstädterung verstanden werden und lässt auf ein verändertes Bewusstsein für Landschaft bzw. ihre Zerstörung schließen. Zu seinen Zielen zählten „einerseits die Erhaltung der historischen und regionalen Merkmale der Dörfer und Städte, andererseits die Befürwortung einer mannigfaltigen, von den Menschen geschonten und gepflegten Landschaft.“¹⁸⁵ Der Bewegung werden ökologische, soziale und ideologische Komponenten zugeschrieben: Man beklagte die Ausweitung des städtischen Raums und damit die Zerstörung von Landschaft, Natur und des natürlichen

¹⁸⁵ William Rollins: Bund Heimatschutz. In: Jost Hermand (Hg.): Mit den Bäumen sterben die Menschen. Zur Kulturgeschichte der Ökologie. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1993 (Literatur – Kultur – Geschlecht, Bd. 6). S. 149.

Lebensraums für Tiere, und agitierte gegen die als für den Menschen bedrohlich empfundenen Lebensverhältnisse. Die (Groß-)Städte wurden dabei als „sichtbares Zeichen der Industrialisierungstendenzen“, als „Hort [...] aller heimatschutzfeindlichen Entwicklungstendenzen“ und Orte „kulturellen Niedergangs“ verstanden.¹⁸⁶

Es kann und soll auch gar nicht die Aufgabe dieser der Diskursanalyse verschriebenen Arbeit sein, diese Argumente auf ihren Wahrheitsgehalt und ihre Berechtigung hin zu überprüfen, noch zu entscheiden, ob es sich beim Heimatschutz um „romantisches Ästhetentum“ oder doch eher konstruktives Sozialreformertum gehandelt habe, wie dies zuweilen in der Forschung getan wurde.¹⁸⁷ Vielmehr soll darauf verwiesen werden, dass der Heimatschutz in seiner radikalen Ablehnung der Großstadt und Favorisierung der Landschaft, vor allem aber Idealisierung ländlicher Lebensformen zur Popularisierung völkischen Gedankenguts beigetragen und den Boden für Entwicklungen, die im Nationalsozialismus geendet haben, bereitet hatte.¹⁸⁸ Denn: Von der Betonung regionaler Besonderheiten zur Konstituierung nationaler Identität und schließlich zur völkischen Ideologie ist es nicht weit: Ländliche Regionen wurden innerhalb des Heimatschutzes als natürlich gewachsene Räume verstanden, an denen noch eine ‚ursprüngliche Volkskultur‘ anzutreffen sei. Ohne von fremden kulturellen wie industriellen Einflüssen korrumpiert zu sein, repräsentiere die Landbevölkerung das, was den ‚wahren‘ Charakter des Volkes ausmache – und erhielt damit das Siegel ‚schützenswert‘. Schützen wollte man diese nicht nur vor der Verstädterung und allen damit zusammenhängenden Prozessen, sondern auch vor ihrer Erschließung für den Tourismus, wodurch man die Zerstörung autochthoner Strukturen befürchtete.

Natur, Landschaft und die Ideen des Heimatschutzes nahmen vor allem in der um 1900 sich formierenden Arbeiter- und bürgerlichen Jugendbewegung große Bedeutung ein. In Vereinen wie der „Wandervogel“ wurde die Landschaft von den Jugendlichen erwandert; die Stadt hingegen als „Ort der Naturzerstörung und als Symbol gesellschaftlichen Verfalls“ bewertet.¹⁸⁹ Im Zentrum standen daher ähnlich wie im Heimatschutz Landschaften, die nicht

¹⁸⁶ Joachim Wolschke-Bulmahn: Heimatschutz. In: Uwe Puschner, Walter Schmitz, Justus H. Ulbricht (Hg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. München, New Providence, London, Paris: Saur 1996. S. 537.

¹⁸⁷ Vgl. Rollins: Bund Heimatschutz.

¹⁸⁸ Vgl. hierzu Wolschke-Bulmahn: Heimatschutz, 1996.

¹⁸⁹ Vgl. Joachim Wolschke-Bulmahn: Auf der Suche nach Arkadien. Zu Landschaftsidealen und Formen der Naturaneignung in der Jugendbewegung und ihrer Bedeutung für die Landespflege. München: Minerva-Publ. 1990 (Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung, 11). S. 27–29, 31.

von Industrie, aber auch nicht von Tourismus erschlossen waren. Joachim Wolschke-Bulmahn fasst wie folgt das stereotype Bild der Ideallandschaft innerhalb der Jugendbewegungen zusammen:

Nicht so sehr die ‚möglichst wilde Landschaft‘, sondern vielmehr Landschaften, in denen menschliche Existenz in dem, was als im Einklang mit der Natur angesehen wurde, erlebt werden konnte, entsprachen am ehesten der landschaftlichen Erwartungshaltung [...]. Landschaften, die zwar dünn, aber gleichmäßig besiedelt waren, deren Erscheinungsbild durch eine jahrhundertelange kulturelle Tätigkeit, überwiegend Land- und Forstwirtschaft, geprägt war und die bis zu ihrer Entdeckung durch die Jugendbewegung weder von der industriellen Entwicklung noch vom Tourismus beeinträchtigt waren [...] – Landschaften also sowohl vor der industriellen Revolution wie auch vor der bürgerlichen Revolution von 1848, Landschaften mit einfacher, aber keineswegs unkultivierter Natur [...]. (Wolschke-Bulmahn 1990, S. 33)

Heimatschutz war damit immer mehr Schutz der Heimat als Schutz der Natur, die jugendlichen Wanderbewegungen mehr Suche nach der idealen Gesellschaftsform als Suche nach der idealen Landschaft. Nicht der menschenleere Raum interessierte, sondern ein „harmonisches Verhältnis von Natur und (naturwüchsiger) Gesellschaft“.¹⁹⁰

Trotz des großen Stellenwerts, den Landschaft bei Bartsch einnimmt, interessiert auch hier nicht primär die Natur an sich, nicht die Erhaltung der Artenvielfalt und der Schutz landschaftlichen Gepräges, sondern der ‚Lebens-Raum Land‘, wo ein besseres, da naturverbundenes, Leben gewährleistet sei. Ähnlich wie im Heimatschutz und den Jugendbewegungen darf ein Gebiet, um von Erzähler und Figuren das Prädikat ‚Ideallandschaft‘ verliehen zu bekommen, selbstredend nicht industriell oder touristisch geprägt und im Gegensatz zu städtischen Räumen nicht überbevölkert, gleichzeitig jedoch auch nicht menschenleer sein. All diese Eigenschaften werden in der Bartschen Untersteiermark als verwirklicht dargestellt. Die Bedeutung der untersteirischen Landschaft als paradiesischer Zufluchtsort erschließt sich vor allem aus ihrer Darstellung als Idylle,¹⁹¹ als Raum schönen Gepräges und angenehmen Klimas, der von freundlichen Menschen bewohnt wird. Gerade Letzteren kommt eine große Bedeutung zu: So wird die Landbevölkerung der (Unter-) Steiermark (wider Erwarten nicht, jedenfalls nicht ausschließlich, die Bauern, die meist slowenischsprachig sind) zur Inkarnation alles Naturhaften und Naturverbundenen stilisiert,

¹⁹⁰ Wolschke-Bulmahn: Auf der Suche nach Arkadien, S. 78.

¹⁹¹ Zum idyllischen Raum siehe Gerhard Hoffmann: Raum, Situation, erzählte Wirklichkeit. Poetologische und historische Studien zum englischen und amerikanischen Roman. Stuttgart: Metzler 1978. S. 95.

die noch mit der Natur in einem symbiotischen Verhältnis lebt.¹⁹² Anders der Tourist, gegen den nicht nur in den ausgewählten Büchern, sondern im gesamten Werk Bartschs ins Feld gezogen wird. Die Tourismuspolemik ist als Kritik an einem modernen, oft als spezifisch städtisch bezeichneten Verständnis zu bewerten, in dem Natur nicht mehr als ‚Lebens-Raum‘, sondern als ‚Erlebnis-Raum‘ verstanden wird. Dieses bildete sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in bürgerlichen Kreisen aus und griff bald auch auf andere Schichten über: Landschaft sei, so der schwedische Volkskundeforscher Orvar Löfgren, für den vorindustriellen Bauern nicht von ästhetischem Wert gewesen. Sie habe ausschließlich die Funktion des Produktionsorts innegehabt, weswegen der vorindustrielle Bauer die Fähigkeit besessen habe, „in der Landschaft zu lesen, sie [...] zu beherrschen und zu verändern“ sowie „den Naturkalender mit dem Kreislauf der Jahreszeiten, der Vegetation und des Lebens der Tiere zu deuten.“¹⁹³ Was Vertretern des Heimatschutzes und auch bei Bartsch romantisiert *als Leben im Einklang mit der Natur* bezeichnet wurde, bedeutete für den Bauern bittere Notwendigkeit, um überleben zu können. Die Industrialisierung und mit dieser einhergehend die Urbanisierung haben zu einer Wandlung der Bedeutung von Landschaft geführt: Indem die Natur für weite Teile der Bevölkerung die Bedeutung als Ort der Produktion verloren hat und ihre Deutung für die Bestreitung des Lebensunterhaltes nicht mehr notwendig ist, hat sich auch der Blick auf die Natur verändert. Dadurch hat sich eine neue Art der Raumwahrnehmung ausbilden können.¹⁹⁴

Der Tourist kann als Produkt dieser durch die Industrialisierung ausgelösten Entwicklungen angesehen werden. Er bewegt sich zwar in der Natur, zeichnet sich jedoch dadurch aus, dass sein Aufenthalt zeitlich begrenzt ist und keinem anderen Ziel dient als der hedonistischen Genusserfahrung. Die Natur stellt für ihn einen Erlebnisraum dar, durch seinen touristischen Blick kommt es zu einer Ästhetisierung der Landschaft und es werden auch Gebiete entdeckt (und als schön befunden), die bis dahin als unwirtlich galten und, da ihnen als

¹⁹² Vgl. ähnliche Bewertung der galizischen Bauern bei Joseph Roth: Maria Kłauńska: Die Funktion der galizischen Landschaft in den Werken von Leopold von Sacher-Masoch, Karl Emil Franzos und Joseph Roth. In: Régine Battiston-Zuliani (Hg.): Funktion von Natur und Landschaft in der österreichischen Literatur. Nature et paysages: un enjeu autrichien. Bern u.a.: Lang 2004 (Convergences, Vol. 30). S. 63.

¹⁹³ Orvar Löfgren: Natur, Tiere und Moral. Zur Entwicklung der bürgerlichen Naturauffassung. In: Jeggje Utz, Gottfried Korff, Martin Scharfe, Bernd Jürgen Warnken (Hg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1986 (Rowohlts Enzyklopädie, 431). S. 126.

¹⁹⁴ Vgl. ebd., S. 124–126.

Produktionsorte keine Bedeutung zukam, auch keine Beachtung fanden (beispielsweise gebirgige Landschaften).¹⁹⁵

Bei Bartsch wird diese auf Genuss orientierte, kurze und oft kompetitive Form des Naturerlebens, die Bezwingung der Landschaft anstatt des Eingehens einer längerfristigen Mensch-Natur-Symbiose, kritisiert, der diesem Vergnügen frönende Tourist depraviert: So würden alpine Landschaften „auf den Menschen einhauen [...] mit Fichtenprügeln und Felsblöcken“ und nur „grosbsinnig[en]“ Geschmäckern gefallen (ZaS 65). In diesem Sinne ist es nicht als eine unter ökologischen oder naturschützerischen Prämissen formulierte Kritik zu bewerten, wenn Hanns Heydenreich gegen die Touristen wettet und Wien als „brodelnden Geyser [sic!]“ bezeichnet, „der alle Sonntage vor Sehnsucht und Verzweiflung überquillt; ein pünktlicher old faithfull, der seine dunkeln, erhitzten Volksmassen in alle Berge und Wälder auswirft und abends wieder zur Qual einsaugt“ (UuJ 138). Der stereotypen Figur des Touristen wird die des (ebenso stereotyp gezeichneten) Landbewohners gegenübergestellt. Während der Tourist Ausdruck all der negativen Einflüsse der korrumpierenden Stadt, der Moderne und Industrialisierung ist, wird der Bauer nicht nur als Sinnbild alles Ländlichen dargestellt, sondern auch als Repräsentant einer vergangenen Zeit, nämlich eines verlorenen vorindustriellen Urzustands. Hanns Heydenreichs Tourismuspolemik ist damit Zivilisationskritik, Kritik an Vermassung und Dekadenz in den Städten und vor allem Kritik an Kulturlosigkeit und Grobschlächtigkeit ihrer Bewohner. Eine Landschaft wie die Untersteiermark fährt kein Massenprogramm, heißt es in den Romanen, sie überzeugt nur jenen mit ihren „sanften Höhen“, der „ruhend und eindringlich schauen kann“ (ZaS 65), und bleibt damit ausschließlich Menschen elitären Charakters vorbehalten.

Die Protagonisten der drei ausgewählten Romane sind auch elitären Charakters: Ob Othmar Kantilener, Cyrus Wigram oder Amadé Helbig, Hanns Heydenreich oder Erasmus Georg Botzenhardt, sie alle zeichnen sich durch ein besonderes und inniges Verhältnis zur Natur aus und besitzen diese Fähigkeit, „ruhend und eindringlich zu schauen“. Auch wenn sämtliche Figuren keine (Groß-)Städter und einem Bereich zuzuordnen sind, der an der Schnittstelle zwischen Stadt und Land angesiedelt ist, der sowohl städtische als auch

¹⁹⁵ Die Darstellung mag an dieser Stelle etwas verkürzt sein: Natürlich sind auch andere Faktoren für die Ästhetisierung von Landschaften, die vorindustriell als nicht schön empfunden wurden, verantwortlich, beispielsweise der große Einfluss der Romantik.

ländliche Charakteristika aufweist (schon alleine in der Bezeichnung Graz‘ als „Gartenstadt“ schwingen beide Komponenten mit), eines sind sie dennoch nicht: Bauern. Ihr Raumverhalten gleicht eher dem städtischer Touristen: Sie sind nicht existenziell, im Sinne von Bestreitung ihres Lebensunterhaltes, von der Natur abhängig, ihre Aufenthalte in der Natur sind mit Ausnahme Hanns Heydenreichs und Erasmus Georg Botzenhardts zeitlich begrenzt und beschränken sich zumeist auf Spaziergänge und Ausflüge. Natur wird ausschließlich unter ästhetischen Gesichtspunkten bewertet und ihre Perspektive ist die Außenstehender.¹⁹⁶ Damit weist der Raumdiskurs gravierende Ambivalenzen auf, in dem es heißt: Der vorindustrielle Bauer beherrsche zwar, anders als der (touristische) Stadtbewohner, noch die Sprache der Natur und lebe mit dieser in einem harmonischen Nehmen-und-Geben, dennoch fehle ihm eine grundlegende Kompetenz: sein Dasein und die Schönheit der Natur auch angemessen „beachten“, ja schätzen zu können (vgl. hierzu ZaS 315). In diesem naiven Urzustand lebend und in einem naturhaften Ganzen eingebunden, fehle dem Bauern auch allgemein jegliche Fähigkeit, seine Lebensweise zu reflektieren; einzig der Bürger sei aufgrund seiner Disposition zu dieser Reflexionsarbeit fähig. So bleiben in den Romanen diese Eigenschaften dem deutschen (männlichen) Figurenpersonal vorbehalten, entstammen sie doch durchwegs dem bürgerlichen Milieu. Die unterschiedliche Wahrnehmung von Raum ist zwar in erster Linie an den soziokulturellen Hintergrund der Figuren gekoppelt, erfüllt aber aus folgendem Grund bereits eine nationale Distinktionsfunktion:¹⁹⁷ Während es sich bei den Deutschen vorwiegend um Bürger handelt („Keinem Volke wurde der Bürger so sehr dessen beste Kraft und Blüte wie dem Deutschen“ (ZaS 122)), erscheinen die Slowenen in diesem Diskurs als ein naives, ja kindliches, ausschließlich bäuerliches und zur Reflexion der Umgebung nicht fähiges Volk. Schon an dieser Stelle werden innerhalb des deutschen Machtdiskurses Strategien, vor allem aber auch dessen Ambivalenzen offensichtlich, die als Kennzeichen des kolonialen

¹⁹⁶ Diese Art der Raumwahrnehmung ist zwar in allen drei ausgewählten Romanen anzutreffen, vor allem aber für *Zwölf aus der Steiermark* kennzeichnend. So lässt sich bei den späteren beiden Romanen ein Perspektivenwechsel von der Individualisierung der Natur hin zur „nationalen Polarisierung“ beobachten. Vgl. zur Landschaftswahrnehmung im Nationalitätenkonflikt: Johann Sonnleitner: Deutscher Wald und Böhmisches Dorf. Die böhmisch-mährischen Landschaften im Nationalitätenkonflikt. In: Stefan H. Kaszyński, Sławomir Piontek (Hg.): Die habsburgischen Landschaften in der österreichischen Literatur. Beiträge des 11. Polnisch-Österreichischen Germanistentreffens, Warschau 1994. Poznań: Wydawn. Naukowe UAM 1995. S. 199.

¹⁹⁷ Bei den slowenischen Bauern, „die im Einklang mit der Natur leben“ und „in einem antithetischen Verhältnis zu den Entfremdungen in der modernen Großstadt“ stünden, handelt es sich um ein gängiges Motiv in der Literatur über Slowenien, dem Armin Wallas in der Untersuchung von Texten Joseph Roths, Peter Handkes und Ingeborg Bachmanns nachgeht. Siehe hierzu Armin A. Wallas: Das Bild Sloweniens in der österreichischen Literatur. In: *Acta Neophilologica*, 24 (1991). S. 58.

Diskurses beschrieben wurden. Jene Eigenschaften der Slowenen, die als besonders positiv vermerkt werden, werden auch gleichzeitig zur Legitimation deutscher Machtentfaltung in der slowenischsprachigen Untersteiermark herangezogen: Nur beim vorindustriellen Bauern, als welcher der Slowene nun einmal dargestellt wird, findet sich jene Naturverbundenheit, die der Deutsche, als einem fortschrittlichen Volk angehörend, verlernt hat. Der slowenische Bauer wird damit zum Vorbild erhoben. Gleichzeitig offenbart sich jedoch in seinem vorindustriellen Zustand seine Rückständigkeit, seine Naivität, seine Kindlichkeit und damit auch seine Bedürftigkeit nach einer höheren Führung. Mit der nationalspezifischen (Un-)Fähigkeit zur ästhetischen Naturwahrnehmung zeigt sich bereits, dass jene Gesellschaftsordnung, auf welcher der hegemoniale Machtdiskurs der Deutschen basiert, mit dem Schein des Natürlichen versehen wird; die deutsche Überlegenheit wird damit nicht als Resultat eines imperialistischen Machtanspruches dargestellt, sondern mit einer *von Natur aus existierende* slowenischen Unterlegenheit legitimiert, welche die Präsenz der Deutschsprachigen in der Untersteiermark erfordere.

Dem Raum und der Raumwahrnehmung kommen neben den oben beschriebenen Funktionen auch noch auf andere Art und Weise – auch innerhalb eines Volkes – Distinktionsfunktion zu: Figuren, die vom Erzähler als besonders positiv bewertet werden, weisen eine enge Naturverbundenheit auf, während für negativ dargestellte Charaktere ein Desinteresse an der Schönheit der Natur kennzeichnend ist. Dass die Einstellung zur Natur als Indikator dient, woran ersichtlich wird, ob es sich bei der dargestellten Person um einen Sympathieträger handelt bzw. in welchem Verhältnis der Erzähler zu dieser steht, wird an der unterschiedlichen Bewertung der Slowenen deutlich: Während der als besonders positiv gezeichnete slowenische Bauer sich auch durch ein inniges Verhältnis zur Natur auszeichnet, ist den gebildeten Slowenen gemein, dass sie nachlässig und ignorant mit der Natur umgehen, wodurch bereits eine (moralische) Diffamierung erfolgt. Bei diesen gebildeten Slowenen handelt es sich allen voran um slowenische Advokaten und den slowenischen Klerus – wie noch zu zeigen sein wird, werden beide Gruppen zu *den* Feindbildern innerhalb des Diskurses.¹⁹⁸ Als krasse Beispiele sind hier vor allem die Wilderer Janko und Blaze Podgorschegg aus *Frau Utta und der Jäger* zu nennen, die „beim Getier nicht Jugend noch Mutterschaft schonte[n]“. (UuJ 90)

¹⁹⁸ Vgl. hierzu auch vor allem *Kapitel IV.7.5*

Im vorliegenden Kapitel konnte gezeigt werden, dass Landschaft und Landschaftswahrnehmung der Figuren zutiefst funktional sind. Ausgehend von dem Konzept, dass der Raum unmittelbar auf den Menschen einwirkt, wird auf die untersteirische Landschaft ein deutscher Machtanspruch erhoben. Sie wird dabei nicht nur aufgrund ihrer landschaftlichen Reize Sehnsuchtsort, sondern in ihrer Darstellung als idyllischer, vorindustrieller Raum zum Zufluchtsort vor den existenzgefährdenden und fragmentierenden Einflüssen der Moderne imaginiert, als einziger Raum, in dem eine lebenswerte Existenz möglich sei. So trifft auf die Darstellung der untersteirischen Landschaft in den ausgewählten Romanen das zu, was Armin Wallas für Schilderungen Sloweniens im Allgemeinen als konstitutiv ansieht: „Die literarischen Bilder Sloweniens [...] haben in den meisten Fällen wenig mit der historischen oder gesellschaftlichen Realität des Landes zu tun, vielmehr stellen sie Versuche dar, eine Gegenwelt zu errichten.“¹⁹⁹ Eine Gegenwelt und, Wallas ergänzend, einen Zufluchtsort.²⁰⁰

Daneben spielt aber Landschaft noch in einer anderen Hinsicht eine große Rolle, nämlich konkret bei der Konstruktion nationaler Identitäten. Was in diesem Kapitel bereits am Beispiel der unterschiedlichen Raumwahrnehmung des vorindustriellen slowenischen Bauern und des hoch reflexiven deutschen Bürgers angeklungen ist, soll im Folgenden näher ausgeführt werden.

7.3 Der Mensch als Produkt seiner Umgebung

Neben dem großen Einfluss, den Raum auf die unmittelbare Gefühlslage der Protagonisten ausübt (wie am Beispiel Helbig ersichtlich geworden ist, der für das Leben in der Stadt als zu sensibel dargestellt wird), wirkt sich Landschaft noch anders aus: Die „hornharten Bauersleute“ (ZaS 95) im Gebirge, „stille Menschen“ im „grünen, laubrauschenden“ Graz (ZaS 100) oder eben der Mensch als „Präzisionsmaschine“ und „Automat[]“ in Preußen (ZaS 300) – sie alle werden als Produkte ihrer Umgebung geschildert. Die Landschaft wird damit nicht nur konstitutiv für die personale Identität des Einzelnen wirksam; indem sie konkret die Wesensart der in ihr lebenden Bevölkerung beeinflusst, kommt ihr auch besonders bei der Konstitution der kollektiven Nationalidentität, bei der Annahme eines

¹⁹⁹ Wallas: Das Bild Sloweniens in der österreichischen Literatur, S. 55.

²⁰⁰ Vgl. Irena Samide: „Spieglein, Spieglein an der Wand: wo liegt das holde Neunte Land?“. Der habsburgische Mythos aus slowenischer Sicht. In: Wolfgang Müller-Funk, Peter Plener, Clemens Ruthner (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen u.a.: Francke 2002 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 1). S. 203.

spezifischen *Volkscharakters*, große Bedeutung zu. Am augenscheinlichsten wird dieses Konstruktionsprinzip bereits in der unterschiedlichen Darstellung des *typischen* Österreicherers im Vergleich zum *typischen* Deutschen, deren typisierte Wesensart mit der Beschreibung jener Landschaft korreliert, in der sie beheimatet sind: Je weiter die Reise Wigram in den Norden führt und Berlin näher bringt, desto dürftiger und beengender empfindet er die Landschaft (ZaS 299). Nichts Natürliches sei an Deutschland, es erscheint ihm als ein hartes, kühles, „sicheres, durchkonstruiertes Land!“ (ZaS 300) Diese Eigenschaften sind es auch, die Else von Karminell mit dem Norden und seinen Einwohnern in Verbindung bringt: „Querkopf-Böhmen, Fabrik-Mähren, Drill-Preußen, lauter hartes beschränktes Land! Nur ein Stück Eisen kann nach Norden schauen [...].“ (ZaS 68) Die Reichsdeutschen werden als ein tüchtiges, pflichtbewusstes, aber humorloses und „mittelmäßiges“ Volk dargestellt, bei denen „[s]ogar die Geister [...] uniformiert“ und die Frauen „von allen Seiten mit Schrauben und Verboten verwahrt und versichert“ sind (ZaS 301). Ähnliche Erfahrung machen auch Liesegang und Petelin, zwei weitere Mitglieder des Vereins der Glücksuchenden: Singend ziehen sie durchs Land, um für ihr „Heim der Gesundheit“ zu werben, das sich – ganz im Sinne der Lebensreformbewegung – „leiblicher und seelischer Hygiene“ (ZaS 273) und Behandlung mittels naturkundlicher Verfahren und Arzneien verschrieben hat. Solange sie sich noch auf österreichischem Boden befinden, wird das kuriose Paar, „arme[] Jünger des heiligen Entsagungsgeistes“ (ZaS 275), zwar belächelt, aber freundlich behandelt; in Deutschland hingegen geraten sie in gröbere Bedrängnis, um in Preußen schließlich „wegen öffentlichen Ärgernis [sic!]“ arretiert zu werden – lakonisch kommentiert vom Erzähler: „Sie waren eben nicht proper.“ (ZaS 280)

Traumatisiert von den Erlebnissen im deutschen Norden, lernen die Reisenden bei ihrer Rückkehr in die Steiermark, allen voran Wigram, der seine ganze Hoffnung auf Deutschland gesetzt hat, das zu schätzen, was Österreich laut Diktion Bartschs von Deutschland unterscheidet: Im Gegensatz zu der „erfolgreichen Organisation Uniform-Deutschlands“, von Wigram auch als „Bienenstaate“ (ZaS 310) bezeichnet, ist Österreich ein „Lande der freien, heiteren Einzelentwicklung“ (ZaS 301), wo „das Leben nach der Ordnung der Natur, wie im Walde“ funktioniert, „[h]ier wuchsen die Blumen nach eigener Kraft“ (ZaS 310–311). Österreich wird als Land mit üppigen und fruchtbaren Landschaften („Dieses traute Land voll Korn, Obst und Wein, die Edelkastanienhaine [...]“ (DL 92)), und damit als sehr weiblich beschrieben, als ein magischer Ort mit einem „geheimen Zauber“ (ZaS 311). Was diesen Zauber ausmacht, darüber sind sich Erzähler und sämtliche Figuren einig: Österreichs

südliche Lage. Die südliche, als sanft beschriebene Landschaft und das milde Klima „in jenem beglückten Süden, wo so viel Sonne ist, wo der Winter so kurz währt“ (DL 62) und die „deutsche[] Seele“ zum Klingen gebracht wird (ZaS 310), wirken sich auch auf den Charakter des Österreicherers aus.

Welche Eigenschaften sind es nun, die den Süden in den Romanen ausmachen und die auf den österreichischen und insbesondere den steirischen Raum und dessen Bewohner einwirken?

So sehr auch die Figuren bei dem Gedanken an *den Süden* ins Schwärmen geraten, unklar bleibt, was genau darunter verstanden wird. Es handelt sich dabei vornehmlich um eine diffuse Vorstellung eines Raums, der nicht näher definiert und nicht konkret geografisch lokalisiert wird. Aufschluss gibt in einem ersten Schritt die Bestimmung der zentralen Perspektive der Romane. Der perspektivische Nullpunkt ist, selbst in jenen beiden Büchern, die schwerpunktmäßig in der Untersteiermark spielen, in der deutschsprachigen Steiermark anzusiedeln. Vor allem Graz ist es, wovon auch gleich zwei der Romane, nämlich *Zwölf aus der Steiermark* und *Das deutsche Leid*, ihren Ausgang nehmen: Ferienaufenthalte, Ausflüge, aber auch die Irrungen und Wirrungen des Lebens führen die Figuren südlich in die Mittel- und Untersteiermark. Dadurch wird die Untersteiermark als peripherer Raum, Graz (und z.T. Wien) als Zentrum konstruiert. Vorwiegend im peripheren Raum der Untersteiermark spielen die Romane *Das deutsche Leid* und *Frau Utta und der Jäger*: Während im ersten Roman Erasmus Georg Botzenhardt zwar schon hinter der deutsch-slowenischen Sprachgrenze, aber immer noch in unmittelbarer Nähe zur deutschsprachigen Steiermark seinen Nationalitätenkampf ausficht, befinden sich die Heydenreichs im zweiten Roman bereits weit hinter der Sprachgrenze und in nächster Nähe zur kroatischen Grenze, nämlich im Uskokeengebirge. Die Reisen Hanns Heydenreichs nach Graz und Wien und die Besuche der mondänen Wienerin Utta Dressel verstärken den Charakter des Peripheren von Strâza, nicht nur in geografischer, sondern auch in kultureller, ökonomischer und sozialer Hinsicht.²⁰¹ Zentrum und deutsches Siedlungsgebiet sind in weiter Ferne und so wird das Bild evoziert, dass sich die Heydenreichs als einzige Deutsche im „Slawenland“ in Zeiten des anbrechenden Nationalismus nicht nur auf feindlichem Boden leben, sondern ein bedrohtes Dasein fristen.

²⁰¹ Vgl. Endre Hárs, Wolfgang Müller-Funk, Ursula Reber, et al. (Hg.): Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn. Tübingen u.a.: Francke 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 9).

Mit der Darstellung des Gebietes als peripherer Raum geht jedoch keine primäre Abwertung einher: Vielmehr erhöhe diese geografische Lage die Chance, dass das Gebiet von den negativen Einflüssen der Industrialisierung verschont geblieben ist und sich autochthone Strukturen halten konnten – die in der Zukunft auch bewahrt werden sollen. Damit unterliegt der Raum jedoch jener Fixierung und stereotypen Festschreibung, die Homi Bhaba innerhalb des kolonialen Diskurses konstatiert. Der Raum und seine Bewohner müssen in diesem unterlegenen Zustand verharren, ohne die Chance zur Veränderung zu erhalten.

Österreich liegt südlicher als Deutschland, die Untersteiermark südlicher als die Mittel- und Obersteiermark und Italien liegt wiederum südlicher als die Untersteiermark. Die Hierarchie ist für die Bewertung der Schauplätze von großer Relevanz. Ausgehend von der geografischen Lage eines Gebietes wird in den Romanen auch dessen ästhetische wie moralische Bewertung getroffen. ‚Südlich‘ steht für die Schönheit eines Gebietes; je südlicher ein Gebiet liegt, als umso schöner und ‚wertvoller‘ wird es sowohl vom Erzähler als auch den Figuren befunden. Am Ende dieser Nord-Süd-Bewegung steht Italien. Ohne auf regionale und geografische Unterschiede Italiens einzugehen, gerinnt der südliche Nachbarstaat zur Materialisation allen Südlichen: Es ist der Raum der Antike und der Renaissance, auf italienischem Boden habe sich bedeutende europäische Geschichte abgespielt und die italienische Kunst habe große Meister hervorgebracht (vgl. DL 63–64). Landschaftlich dominieren das Mittelmeer und die Adria die Vorstellung von Italien: „du blaues Feuer, du klassische Salzflut des Odysseus, du Traumsinnende des Sonnenlandes, du Weg zum Weltreiche: – Adria!“ (DL 273) Das Zitat vereint alle drei Komponenten, aus denen sich an dieser Stelle zwar lediglich das Bild der Adria generiert, die aber auch Teil des Italienbilds sind: Landschaftliche Schönheit, bedeutende kulturelle wie geschichtliche Leistung sowie der Meerzugang zwecks, wenn auch nicht explizit ausgesprochen: imperialistischer Ansinnen, den deutschen Machteinfluss zu erhöhen, machen die Attraktivität des italienischen Südens aus. Dennoch: Italien ist nicht das erklärte Ziel der Protagonisten, es wird weder bereist noch nimmt es handlungsmotivierende Funktion ein; keine der Figuren drängt es zum südlichen Nachbarn. Italiens Rolle beschränkt sich auf seine Funktion als Referenz. Es wird in erster Linie zum Maßstab erhoben, an dem die Landschaft und Natur anderer Gebiete gemessen werden. Aufgrund seiner Darstellung als Ideallandschaft handelt es sich auch um eine Auszeichnung, wenn ein Raum mit Italien verglichen wird. Und so ist Else von Karminell davon überzeugt, dass die (Unter-)

Steiermark mindestens, wenn nicht sogar noch reizvoller als der innig beschworene Süden ist:

„Nun kenne ich die Weingärten in Catania, Ischia und am Vesuv, die Vignen der Castelli romani und von Frascati, und in unseren Breiten die Weingärten von Rust, vom Kahlenberg und Baden bei Wien, die von Meran, Bozen und die am Rhein. Keiner aber von allen reicht an die steirischen Weingärten!“ (ZaS 64–65)

Auch Botzenhardt gerät nach seiner einsamen Zeit im dunklen, unwegsamen Bacher Gebirge ins Staunen und Entzücken, als er das erste Mal in die Untersteiermark reist: „Die ersten Gärten nach langer Zeit! Dieses Schloß, diese Lauben und Terrassen und Rebengänge! Das war, wie er sich Italien vorstellte.“ (DL 89) Der Fokus liegt damit nicht auf Italien, sondern darauf, wie italienisch ein Gebiet empfunden wird. In der Untersteiermark finden die Protagonisten am ehesten südlich-italienischen Flair wieder, handelt es sich doch um das südlichste Gebiet, das den Deutschen zugänglich ist. Hier ist die Kraft des Südens noch bemerkbar oder, wie es in einem der anderen Bücher heißt, „[h]ierher reicht der anwehende Hauch vom Mittelmeer“ (UuJ 24).

Die Untersteiermark als Sehnsuchtsort zeichnet sich jedoch nicht nur durch ihren italienisch-südlichen Charakter aus, sondern auch durch Eigenschaften, die einem weiteren Bedeutungsfeld des Südens zuzuordnen und unter dem Schlagwort ‚slawischer Raum‘ zu fassen sind. Anders als man bei der nationalen Kampfrhetorik an einigen Stellen in den Romanen vermuten könnte, wird zwar auf die Untersteiermark deutscher Machtanspruch erhoben, das Gebiet selbst jedoch entsprechend seiner historischen Realität²⁰² als ein genuin slawischer Raum aufgefasst: „Einst war die Steiermark slawisch bis an ihre höchsten, vergletscherten Berge über dem Seenland im Nordwesten.“, (ZaS 21) klärt Helbig den deutschnationalen Korpsstudenten Arbold auf, erst nach und nach sei die Untersteiermark germanisiert worden. Es heißt, dass noch im ganzen Land die Spuren aus dieser mythischen Vorzeit zu finden sind, sodass es den Protagonisten scheint, „als sei hier die Urzeit Homers stehen geblieben.“ (DL 112) Noch heute handle es sich um ein „überduftetes Land bunten Aberglaubens“ (UuJ 114), die Natur wird als eine sehr belebte dargestellt, „es gibt Wesenheiten in Quelle, Baum, Bergnebel und alten Häusern“ (UuJ 128). Den slawischen „alten Kultstätten“ hatten „die christlichen Priester überall auf Höhen und Berge einen Heiligen unter[geschoben]“ (UuJ 99), sodass es sich bei den Bergkirchen und Kapellen um

²⁰² 1910 gaben 88,4 Prozent der südsteirischen Bevölkerung an, Slowenisch als Umgangssprache im Alltag zu sprechen. Vgl. hierzu *Kapitel II.3 – Brennpunkt Steiermark*.

ursprünglich „altslawische Gebetstätten“ handelt (ZaS 21). „Ausgerottet“ ist dieser heidnische Glaube in den Romanen überall dort, „wo Fabriksschlote rauchen oder Kirchenglocken läuten.“ (UuJ 128) In gelebter Form können die Protagonisten hingegen den Glauben der alten Slawen bei den Bergbauern antreffen, die nicht im Einflussbereich von Industrie und Kirche stehen. Die Szene zwischen Dortja und Georg Botzenhardt zeigt jedoch, dass auch die slowenischsprachige (bäuerliche) Bevölkerung im Tal als sehr abergläubisch beschrieben wird:

[Dortja] schwindelte, als hätte sie starken Wein getrunken und der slawische Aberglaube, diese große gebundene und unerlöste Poesie ihres Volkes kreiste in Furcht und Beglücktheit in ihr. Sie war fassungslos und glaubte fast an einen Überirdischen. [...]

Da fuhr sie zurück, tauchte ihre Hand in den Weihbrunnkessel und besprengte ihn: „Zeleni Jurji, zeleni Jurji,“ rief sie entsetzt.

„Was heißt das? Du hältst mich doch nicht für einen Geist?“ fragte [Georg] lachend. [...]

„Du bist nicht der grüne Georg, der Frühlingsgeist?“ fragte sie etwas gefaßter. (DL 102–103)

Der gelebte und von der Kirche noch nicht verdrängte Aber- und Volksglaube der slowenischen Bevölkerung trägt neben der besonders naturhaften Landschaft dazu bei, dass die Untersteiermark als ein mythischer und vor allem beseelter Raum konstruiert wird, der wiederum die dort lebenden Menschen prägt. Damit handelt es sich jedoch auch um einen Raum, dessen Einwohner sich nicht auf gleicher Entwicklungsstufe mit den Deutschen befinden. Der Slowene wird zu dem von Michael Pickering beschriebenen primitiven Anderen der Deutschen. Mithilfe dieser beiden Strategien, nämlich dass sich beim slowenischen Bauern jenes vorindustrielle Naturgefühl sowie der Aberglaube erhalten habe, wird die slowenische Bevölkerung auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe fixiert. Das, was den Slowenen und den Deutschen trennt, ist nicht geografischen Charakters – auf den slowenischen Raum erheben ja die Deutschen Machtanspruch –, sondern zeitlichen.

Der Frage, welche Rolle konkret *das Slawische* im nationalen deutschösterreichischen Identitätsdiskurs spielt und wie sich dessen Einfluss auf *den* Österreicher auswirkt, soll an späterer Stelle besprochen werden (*Kapitel IV.7.5*). Am Beispiel der Landschaft wird jedoch bereits deutlich, dass der Deutschösterreicher und seine nationalspezifischen Eigenschaften aus der Realität des Vielvölkerstaates heraus erklärt werden. Obwohl der Deutschösterreicher nicht als ursprünglicher Siedler dieses Gebietes gilt, wirkt sich in den Werken dieser natur- und märchenhafte slawische Raum mit seinen natur- und märchenhaften Einwohnern auf seinen Charakter aus und ist verantwortlich für seine – im Vergleich zum Reichsdeutschen – gefühlsvolle, ruhige Art. Der Deutschösterreicher

verbindet die positiven Eigenschaften deutscher Rationalität und slawischer Irrationalität/Emotionalität, die bereits in der Landschaft zutage treten. Ein Stückchen Raum, so könnte man den Diskurs zusammenfassen, ist in jedem Menschen verwirklicht und ein Stückchen südliche, schöne und angenehme Steiermark in jedem Steirer, in jedem Deutschösterreicher.

7.4 Aktionsraum Steiermark

Der Steiermark kommt in den Romanen die Funktion eines Aktionsraums zu, der Handlung ermöglicht und diese notwendig macht: Aufkeimender slowenischer Nationalismus bedrohe die Existenz des Deutschen vor allem in der Untersteiermark, infolge aber auch in den restlichen Gebieten des Herzogtums, und erfordere die Abwehr mit geeinter deutscher Kraft.

7.4.1 Strategien zur Legitimierung deutschen Machtanspruches auf die Untersteiermark

Anders als man aufgrund der nationalen Kampfrhetorik vermuten könnte, geht es innerhalb des deutschösterreichischen Machtdiskurses nicht darum, einen vermeintlich genuin deutschen Kulturraum vor fremden, von außen kommenden Einflüssen zu schützen. Die Untersteiermark wird vielmehr als ein Schwellenraum konstruiert, als ein Raum der kulturellen Begegnung und des friedlichen Zusammenlebens von Deutschen und Slowenen²⁰³ – so will es jedenfalls die deutsche Rhetorik –, und damit ein Gebiet deutscher Machtentfaltung, das von der „slawische[n] Flut“ (DL 273) und der „Gefahr des großserbischen Reiches“ (UuJ 123) bedroht ist. Kraft erhält diese Argumentation insofern, als das Gebiet der Steiermark mitsamt seinen Grenzen als ein *natürlicher* Raum mit *natürlichen* Grenzen und einer *natürlichen* Gesellschaftsordnung vorgestellt wird, dem eine feste Rollenzuschreibung, d.h. von Natur gegeben und damit selbstverständlich und unhinterfragbar, zugrunde liegt – einem „Brachfeld“ gleich finde es sein „eigenes Gleichgewicht“ (ZaS 125). Deutsche Dominanz wird damit nicht als Teil einer imperialistischen Strategie verstanden, sondern habe sich im Laufe der Jahrhunderte als notwendig herausgestellt.

²⁰³ Zu der asymmetrischen Gesellschaftsordnung, die der Vorstellung des Schwellenraums zugrunde liegt, siehe Kapitel IV.7.5 – Kulturelle Abgrenzung.

Neben der Darstellung der Untersteiermark als natürlichen sowie als vorindustriellen, ahistorischen und im Vergleich zur deutschsprachigen Mittelsteiermark rückständigen Raum, der die Präsenz der Deutschen notwendig macht – wie bereits in den *Kapiteln IV.7.1* und *IV.7.2* verdeutlicht wurde –, baut dieser deutsche Machtanspruch über die slowenischsprachige Steiermark auf die Idee der kulturellen Mission im Osten auf, die dem Deutschen auch schon in der Vergangenheit aufgegeben war. Sowohl Erzähler als auch Protagonisten vertreten die Vorstellung, dass der ursprünglich slowenischsprachige Boden der Untersteiermark erst durch die *Kultivierung* durch den Deutschen seine heutige Gestalt, seinen Liebreiz, erhalten hat: „Da erzählte er [Helbig] nun zuerst vorsichtig von deutschem Bauerntum, aus dem das beste Blut dieses Volkes, der herrliche Bürger, erwuchs. [...] Der Bauer schob seinen Pflug in die wendische Scholle ein, der Bürger grenzte sie ab.“ (ZaS 122) Der deutsche Bauer kultiviert in mehrfacher Hinsicht: Einerseits baut er an, bebaut den Boden und leistet, rekurrierend auf die etymologischen Wurzeln, Kultivierungsarbeit in der ursprünglichsten Form. Indem er aber das Land bebaut, die Wildnis *kultiviert*, formt er die Landschaft und verändert ihren ursprünglichen Charakter, sofern man überhaupt von einem solchen sprechen kann. Ausdruck finden die außerordentlichen kulturellen Leistungen, die der Deutsche in der Untersteiermark vollbracht habe, die sowohl geistige als auch landschaftliche Veredelung des Gebietes, in den von deutschen Bauern sorgsam bewirtschafteten Weingärten und deren „schönen Rebenhäuser[n]“ (DL 96), den Kapellen und „Kirchlein“ – „lieblich schimmernde Kultusstätte[n]“ (ZaS 121) – und den, vorwiegend deutschsprachigen, Städten der Untersteiermark; Steinen gleich, „die von Knabenhand hintereinander in das Wasser geworfen worden sind“ (DL 273), liegen die deutschen Städte Marburg, Cilli und Rann auf slowenischsprachigem Boden. Diese als wunderbar geschilderte slowenische Erde verlange nach dem Deutschen, nur er kann sie schätzen.²⁰⁴

„[...] Diese gottgeliebte Erde schreit nach Seele, nach Menschen, denen jeder Tritt auf diesen Boden ein Dankgebet ist. Diese bedrohte deutsche Randscholle will nicht, daß Dickhäuter auf ihr stampfen. Sie will alle Tage genossen sein, wie ein Kuß zum Abschied. [...]“ (DL 226)

Die Landschaft wird damit als ein ehemals ungeschliffener Diamant verstanden, der erst durch die Verarbeitung der Deutschen seinen Charakter, seinen Wert erhalten hat. Damit erfolgt eine „Monopolisierung der Landschaft“ durch den Deutschen, wie sie Johann Sonnleitner auch für die Darstellung böhmisch-mährischer Landschaften attestiert.

²⁰⁴ Ähnliches beobachtet Sonnleitner: *Deutscher Wald und Böhmisches Dorf*, S. 200.

Landschaft soll nur noch den Deutschen eine Heimat bieten, während sie im Falle der Untersteiermark den Slowenen „fremd gemacht wird“.²⁰⁵

Zusammenfassend kann man bereits an dieser Stelle sagen, dass der deutsche Anspruch auf die Untersteiermark mit vier Strategien legitimiert wird: *Erstens* habe der Deutsche die Untersteiermark mittels Kultivierungsarbeit entscheidend geprägt, sodass es sich nunmehr um einen deutschen Raum mit slowenischer Provenienz handle. *Zweitens* sei sie aufgrund ihrer südlichen und peripheren Lage, des Weiteren Grund dafür, dass sie von Industrie und Kirche lange unberührt geblieben sei, der ideale ‚Lebens-Raum‘ für den deutschen Menschen. Aufbauend auf dem Konzept, dass Landschaft auf die nationalspezifische Wesensart ihrer Bewohner einwirke, sei die slowenisch-südsteirische Landschaft *drittens* ein Teil des deutschösterreichischen Menschen, die ihn beispielsweise von den Reichsdeutschen trenne, und *viertens* verlange Innigkeit und Schönheit (der Untersteiermark) einfach die Innigkeit und Schönheit (des Deutschen).

Vor diesem Hintergrund versteht es sich fast von selbst, dass das nationalistische Aufbegehren der Slowenen von den Deutschen als ein Verstoß gegen eine quasi-göttliche Ordnung verstanden wird, verstanden werden muss, eine Ordnung, die bereits in der Darstellung der Landschaft offenkundig wird.

7.4.2 *Der bedrohte Deutsche*

In der Deutung der Untersteiermark als Aktionsraum laufen all die dargestellten Eigenschaften und Strategien darauf hinaus, dass nicht nur die Untersteiermark zu einem Gebiet wird, das es zu schützen gilt und wofür die Protagonisten kämpfen. Damit einher geht auch, dass das Leben in diesem Gebiet für den Deutschen als sehr unsicher gilt. Die Bedrohung der Deutschen wird vor allem in den beiden Romanen *Frau Utta und der Jäger* und *Das deutsche Leid* beschrieben: Während Hanns Heydenreich als bedrohter Deutscher auf slawischem Gebiet in die Funktion des Kämpfers fürs Deutschtum gedrängt wird, entschließt sich Erasmus Georg Botzenhardt nach einem Leben voller Wirrungen gegen Ende des Romans aktiv dazu, den Nationalitätenkampf an der deutsch-slowenischen Sprachgrenze aufzunehmen. Dabei sei die (deutschgeprägte) Steiermark nicht zum ersten Mal in ihrer Geschichte Kampfschauplatz, vielmehr blicken die Protagonisten stolz auf eine

²⁰⁵ Ebd., S. 197.

lange Tradition kämpferischer Begegnungen zurück: Sie wird als „eiserne[s] Grenzland“ beschworen, „das zweihundert Jahre lang Moslim und Magyar von dem deutschen Mutterlande zurückhielt“ (DL 64). Während Italien und Deutschland große Künstler hervorgebracht hätten, „rang und litt, blutete und [war die Steiermark] in beständigen Brandrauch gehüllt [...], damit jene Männer in seliger Ruhe dichten, denken, streben und malen konnten.“ (DL 64) Der Steiermark wird damit eine wichtige Rolle in der Vergangenheit zugesprochen, nicht alleine für Deutschland, sondern für den gesamten mitteleuropäischen Raum und seine Kultur. So enorm sei die „stete Bedrängnis des Landes“ gewesen, klärt der Lehrer den jungen Botzenhardt und dessen Freund Thoß bei der Besichtigung des steirischen Zeughauses auf, „daß nicht ein harmonisches Sängerknabe sich aufschwingen konnte“ (DL 64) – und der Ruhm der Steiermark damit vergessen worden ist, einzig die Waffen aus jener Zeit sind „eiskühle, starre, kalte Zeugen dessen, was die gewaltige Steiermark dem deutschen Reiche war.“ (DL 64) Dieses, nämlich als Sängerknabe von der Besonderheit der Steiermark zu künden, wird zu einem der erklärten Ziele des Jungen.

„Es war die Zeit, wo der Haß der Nationen zu brauen begann“ (DL 71) – das friedliche Zusammenleben der Völker habe aufgrund slowenischen Hasses ein jähes Ende genommen und so scheint es den Protagonisten, als wiederhole sich die Geschichte – jedoch mit neuen Vorzeichen: Während der Steiermark in „verschollenster Zeit“ (ZaS 122) die Aufgabe als Schützerin des Deutschtums aufgegeben war, wird sie nun selbst als Schauplatz bedrohten Deutschtums gezeichnet. Vom nationalpolitischen Standpunkt aus erfährt vor allem die Stadt Graz eine äußerst positive Bewertung: Vor dem Hintergrund ihrer topografischen Nähe zur deutsch-slowenischen Sprachgrenze setzte sich unbeschadet ihres Status als Hauptstadt eines mehrsprachigen Kronlandes in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts das Verständnis von der „deutschesten Stadt der Monarchie“²⁰⁶ sowie „der letzten großen deutschen Stadt im Südosten“²⁰⁷ durch. Vor allem die Badenikrise 1897 und der Konflikt rund um das Cillier Gymnasium führten zu einer Radikalisierung des deutschnationalen Lagers.²⁰⁸ Diese Entwicklung wirkt auch in die Romane ein. So lebt Graz „fast gänzlich im Kampf für sein Volkstum an der nahen Grenze“ (ZaS 84), sei „die erste [...] von allen deutschen Städten!“ (ZaS 222) und damit Bollwerk deutscher Kultur.

²⁰⁶ William H. Hubbard: Auf dem Weg zur Großstadt. Eine Sozialgeschichte der Stadt Graz 1850–1914. Wien: Verl. für Geschichte u. Politik 1984 (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, 17). S. 174,

²⁰⁷ Friedrich Pock (1937) zitiert nach Uhl: Kulturelle Strategien nationaler Identitätspolitik in Graz um 1900, S. 85.

²⁰⁸ Ebd., S. 87.

Prototyp des bedrohten Deutschen stellt die Familie Heydenreich in *Frau Utta und der Jäger* dar:

Oben an der letzten Steilhügelkuppe der Uskoken, die einsam und weitumschauend gegen die Save vorladet, hockt das Kastell Straža. Wache heißt das zu Deutsch oder Auslug. [...] Das sagenreiche Schloß aus Kralj Samo's Zeit, das schon Karl den Großen sah und Avaren, Hungarn und Türken, nun lauert es oben voll Trotz und Trauer und sieht rechtsab, linksauf ins Saveland und ins Steirische hinüber, das jenseits des Stromes dämmert, und ins Kroatienland, als erwarte es wen: den letzten Feind, oder die letzte Hilfe? (UuJ 6)

Es ist ein tristes Bild, das von der Situation der Heydenreichs auf Straža gezeichnet wird: Lokalisiert am äußersten Rand der Steiermark, an der Grenze zu Kroatien, fristen sie ein gefährliches Leben. Dass ihre Tage auf Schloss Straža gezählt sind und ihrem Dasein jeglich Hoffnung fehlt, darüber können auch nicht die wenigen noch folgenden heiteren Episoden hinwegtäuschen. Schon in der ersten Szene wird das Bild einer sterbenden Gesellschaft gezeigt, Tod, Trauer und Schwermut liegen in der Luft: Schloß Straža, die „alte Grenzburg“, sieht nicht sehr bewohnt aus (UuJ 6), an ihm und den Weingärten nagt die Sorge und die „Rüstern und Fichten“ scheinen die Fenster des Schlosses zu fragen, „ob darin alles tot sei“ (UuJ 7). Auch die Bewohner des Schlosses sind von dieser Stimmung erfasst. Die alte Baronin hatte alles verloren, was ihr lieb war, „ihren Eheliebsten, ihre Schönheit und Jugend, den alten Reichtum des Geschlechts, die Wälder“ (UuJ 7–8), der Gast des Hauses, Doktor Urban, quält sich im Stillen mit der Gewissheit einer unheilbaren Krankheit und der Abschiedsbrief eines guten, an Krebs leidenden Bekannten, der sich das Leben genommen hatte, belastet die Abendstimmen der kleinen Gesellschaft (UuJ 22). Auch das tägliche Leben der Heydenreichs auf slowenischem Boden wird als ein sehr beschwerliches gezeichnet, als ein deutscher Kampf gegen die slowenischen Anfeindungen. Vor allem der Sohn des Hauses, Baron Hanns, erfährt seine Existenz als die „de[s] einzige[n] Deutsche [, der] dort übrigblieb“ (UuJ 127). Er fühlt sich mit „all den Bedrohten und Aussterbenden, [...] mit Luchs, Adler, Wildschwein und Wolf, mit Urhahn und Hirsch“ als „ein bedrohter, letzter Überlebender alter Tage, der selber auf der Proskriptionsliste dieser allzu technischen Zivilisation ohne Kultur“ steht. (UuJ 270–271)

Was sich bereits in der Stimmung der ersten Szene so unheilvoll ankündigt, nimmt im Laufe des Romans an Bedeutung zu und läuft auf ein bitteres Ende hinaus. So gipfeln die Auseinandersetzungen zwischen den Heydenreichs und den Slowenen in einem hinterlistigen Überfall auf Hanns und seine Gäste in der Jagdhütte. Der Naturphilosoph Mückenbrunn, der zuvor schon einmal Opfer eines slowenischen Übergriffs wurde und sich gerade auf dem Weg der Besserung befindet, wird dabei schwerst verletzt. Der „feige[]

Überfall“ (UuJ 222) bleibt ungesühnt. „Wenn die Rechtsunsicherheit der Deutschen in jenem Lande bis zur stündlichen Lebensgefahr ging, so wollte er [Hanns] sich auch gehaben, als sei er im wilden Westen, im Lande der Notwehr. [... Er] mußte als Mann Vergeltung üben.“ (UuJ 225) Als er in Selbstjustiz die für den Überfall verantwortlichen Wilderer stellt, dabei einen der beiden, aus Sicht des Erzählers gerechtfertigt, anschießt, und infolge die Staatsanwaltschaft mit dem Fall betraut wird, wird es für den Deutschen auf slowenischsprachigem Gebiet zu gefährlich, sodass Hanns, um peinliche und mitunter folgenschwere Befragungen zu vermeiden, in Wien Zuflucht nehmen muss.

Die Rechtsunsicherheit des Deutschen auf slowenischsprachigem Gebiet ist auch in dem Roman *Das deutsche Leid* ein wichtiges Thema. Zeitlich etwa eine Generation vor *Frau Utta und der Jäger* angesiedelt (aber überschneidend, werden in diesem doch intertextuelle Bezüge hergestellt, beispielsweise finden Georg Botzenhardt und seine Bemühungen an der deutsch-slowenischen Sprachgrenze Erwähnung), wird auf die Situation der Deutschen in den deutschen Sprachinseln in der slowenischsprachigen Untersteiermark eingegangen. So sind die Deutschen in der Untersteiermark „verflucht, verhaßt und verfolgt“ (DL 96) und „die armen Häuslerbauern behaupten sich schwer unter den slawischen Nachbarn“ (DL 322). Botzenhardt, der sich schon früh zum Kampf ums Deutschtum berufen fühlt, jedoch lange Zeit in einem Stadium der „Verpuppung“ (DL 76) zubringt, erschrickt auf seiner ersten Reise ins steirische Unterland: „[...E]in banger Krampf griff um [Botzenhardts] sein Herz. Sollte die Stadt, während seine Seele oben im Walde schlief, erobert worden sein?“ (DL 91), und:

„Was hatten jene Menschen gestern behauptet? Die deutschen Städte würden alle in dem slawischen Grundwasser ertrinken, das durch die Kloaken emporstieg? [...] Dieses traute Land [...], die Edelkastanienhaine, durch die er gegangen, alles fremde Erde? Alles von denen bewohnt, die sich auch die Stadt dereinst erobern würden?“ (DL 92)

Das Leben in den kleinen (deutschen), untersteirischen Städten wird als ein hartes Ringen beschrieben. Den Hintergrund bildet die Eskalation rund um das Cillier zweisprachige Gymnasium von 1895. Botzenhardt, Himmelmayer und zwei weitere Musiker beschließen, Konzerte zugunsten der deutschen Cillier zu veranstalten, und reisen in das Epizentrum des untersteirischen Nationalitätenkonfliktes, um ihren Beitrag im nationalen Kampf zu leisten. So heißt es von Cilli:

Unter dem Walde sahen die beiden Wandelnden das vereinsamte, treue, deutsche Städtlein, welches eine so hinreißend schöne Lage hat, daß ihm die berühmtesten Anwesen am Main und Neckar nicht nahekommen. Ach, an dessen Rändern frißt und frißt ringsum andringend die

slawische Flut, bis abermals eine traute Stätte der Menschheitsgedanken Schillers, der heiligen Mahnungen Goethes [...] weggetilgt sein wird [...]. (DL 273)

Botzenhardts Engagement währt jedoch nicht lange und so verfällt er immer wieder in einen „hilflosen Dämmerzustand“ (DL 76). In zyklischen Kreisen nähert und entfernt er sich von der „gewaltigen Verpflichtung“ (DL 68), die er bereits von Kindheit an vor Augen hat, nämlich für die Deutschen der Untersteiermark zu kämpfen und „das Ziel seiner Sehnsucht“ (DL 70) berühmt zu machen. Erst spät findet er zu seiner Bestimmung. Botzenhardt dienen dabei vor allem zwei Figuren als Vorbilder, Herr Tavernari und der evangelische, reichsdeutsche Pfarrer. Ersterer wird selbst zum Opfer slowenischer Intrigen: Nach dem Tod seiner Tochter Babette zieht Herr Tavernari, die sicherlich am positivsten gestaltete Figur in dem Roman und Vaterersatz Botzenhardts, nach Roßberg an der Drau, wo bereits Botzenhardts Mutter ihren Lebensabend fristet. Der „opferreiche Eine“ (DL 323), wie Herr Tavernari genannt wird, versammelt schon bald die deutsche Gemeinde um sich, sodass der slowenisch-katholische Kaplan aus lauter Missgunst ihn des Ehebruchs mit Botzenhardts Mutter bezichtigt. Bevor es noch zu dem von Tavernari angestrebten Verleumdungsprozess und Wiederherstellung seiner Ehre kommen kann, stirbt der bereits alte Mann schwer von dieser Anschuldigung getroffen an einem Herzschlag.

7.4.3 Kampf gegen den slowenischen Nationalismus

Noch vor seinem Tod zeigt Herr Tavernari, wie den deutschsprachigen Einwohnern der vorwiegend slowenischsprachigen Untersteiermark zu helfen ist: Roßberg liegt zwar bereits jenseits der deutsch-slowenischen Sprachgrenze, ist aber durch eine Bergstraße und die Draubrücke mit dem geschlossenen deutschsprachigen Siedlungsgebiet der Steiermark verbunden. Herr Tavernari scheut keine Kosten und Mühen, um diese Verbindung intakt zu halten: Er wird zu einem „wahr[e] Nothelfer bei den deutschen Bauern“ (DL 322) und fördert die Pflege deutschen Volkstums. Seine Bemühungen tragen Früchte:

„Die deutschen Bauern aber blühten empor und wurden stärker an wirtschaftlicher Kraft. Das gab ein Beispiel, die Drau aufwärts und hinunter, wie Roßberg sein Volkstum hielt, daß alle kleinen Gemeinden es nachahmten. Der slawische Vordrang begann zusehends langsamer an den deutschen Inselchen nördlich der Drau zu zehren.“ (DL 323)

Dieser Kampf erfordere aber viel Anstrengung und Mut und so kann Botzenhardt lange Zeit die Kraft, Herrn Tavernaris Vermächtnis weiterzuführen, nicht aufbringen. Er verzweifelt am „slawische[n] Vordrang“ ohne diesem etwas wirksam entgegenzusetzen zu können. „[A]ls

er [Georg] sich genau prüfte, fand er, wie tief ihm die altösterreichische Beschaulichkeit im Blute lag.“ (DL 347) Dem Österreicher fehle jede Kraft, er lasse sich lieber treiben und laufe, wie Botzenhardt das sehr lange tut, vor den Problemen davon. Um diese in Botzenhardt zu aktivieren, bedarf es der Hilfe des evangelischen, reichsdeutschen Pastors. Bei diesem handle es sich um einen Mann der Tat, einen „stürmischen, lustigen Riesen [...], über dessen breites Kampansgesicht Burschenschmisse liefen“, mit „drohnende[m] Schritt und eine[r] Stimme wie ein Auerochse“ (DL 344). Die Eigenschaften des Österreichers – seine Naturverbundenheit, Gemütlichkeit, Musikalität, seine Sensibilität –, deren Besonderheit vor allem in *Zwölf aus der Steiermark* und auch in *Frau Utta und der Jäger* herausgestrichen werden, werden in *Das deutsche Leid* etwas differenzierter behandelt. Noch immer handelt es sich zwar um als positiv bewertete Charakterzüge, sie werden aber für den bevorstehenden Volkstumskampf als untauglich dargestellt. Besonders spannend ist hierbei, dass auch der deutschnational gesinnte Österreicher, wie beispielsweise Arbold in *Zwölf aus der Steiermark*, ein „Kämpfer für die Kraft, Gesundheit und Herrschaft deutschen Volkstums“ (ZaS 120), in den Romanen nicht besonders positiv bewertet wird. Botzenhardt urteilt über diese: Es handle es sich bei ihnen zumeist um „Stänker und Säufer“, auch wenn sie insgesamt „Prachtkerle an ungebändigter Kraft“ seien. Indem sie aber „den eigenen Bruder“ tyrannisierten, „schaden [sie] der Sache des ganzen Volkes“ (DL 266). Nach Arbold lebe „der echte Mann im Haß; ja, man konstruierte einen Feind, wo man keinen hatte.“ (ZaS 119) Der Nationalitätenkampf ist aber nicht mit dem „Mensursäbel“ (DL 266) zu entscheiden, und auch nicht mit Hass. Wie in *Kapitel IV.7.5* noch darzustellen ist, ist es in *Zwölf aus der Steiermark* die Liebe und die Kultur (vor allem das Volkslied) des Deutschen, die den deutsch-slowenischen Nationalitätenkonflikt für die Deutschen entscheiden könne, denn, wie Helbig Arbold darlegt, „Ein deutscher Chauvinist macht zehn slawische, aber ein deutscher Dichter zieht hundert der Besten jenes Volkes wieder zu uns.“ (ZaS 123)

In *Das deutsche Leid* werden der Reichsdeutsche und seine nationalspezifischen Eigenschaften benötigt, denen in *Zwölf aus der Steiermark* noch mit großer Skepsis entgegen getreten wird. So ist der Reichsdeutsche standhaft, tüchtig und lässt sich von dem slowenischen „Säbelgerassel“ nicht beeindrucken: „I wo,“ sagte der Pfarrer fröhlich und ruhig. „Menschen mit Nerven gehören eben nicht auf Vorposten, und an die windische Sprachgrenze schon gar nicht. Nur fleißig kämpfen; nur die Zähne zeigen, dann verläßt unser Herrgott keinen Deutschen.“ (DL 346) Aber auch von den Bewohnern der Steiermark heißt es, dass sie „Prachtmenschen“, „[g]eborene Kampfnaturen“ sind, die man nur aktivieren

muss. Und so wird am Ende aus dem „arme[n], zögernde[n] Erasmus Georg, der sein Leben verpaßt hatte, der stets nur von den Verhältnissen geschoben worden war und wenig Taten begangen hatte“, doch noch das, was sowohl seine Mutter als auch Herrn Tavernaris Tochter Babette immer erhofft haben: „Einer [, sic!] der einzeln und hoch oben steht; ein vielberufener Mann“ (DL 383).

Gemeinsam mit dem evangelischen Pastor kämpft Botzenhardt ausgehend von Roßberg für die Eindeutschung der Untersteiermark. Mittels Siedlungspolitik, wie es realhistorisch der Verein „Südmark“ betrieb,²⁰⁹ versuchen sie, dass jener „Strang, der das abgetrennte Marburg mit deutschem Bauernblut aus dem kompakten Sprachgebiete versorgen soll, geschlossen“ (DL 403) wird, dass es sich bei den deutschen Städten Cilli, Pettau und Marburg nicht mehr um Sprachinseln handelt, sondern diese, wie es fast 30 Jahre später heißen soll, ‚Heim ins Reich‘ geholt sein werden.

7.5 Die Anderen der Deutschösterreicher

Nach welchen Regeln das harmonische Zusammenleben von Slowenen und Deutschen in einer pränationalistischen Zeit, d.h. die Völker-, aber auch die Geschlechterordnung funktioniert haben soll, verdeutlicht am besten in *Das deutsche Leid* die Geschichte über die Orgel und die Glocke, die das slowenische Bauernmädchen Dortja Erasmus Georg Botzenhardt erzählt:

[Dortja:] „[...] Nahe dort, wo die steirische Grenze gegen Kärnten hin ist, steht auf einem Felsen über der Drau das Kirchlein Maria am Stein. Das hatte eine schöne Glocke, so weich und tröstend, wie wenn Mutters Stimme das Abendlied singt. Diese Glocke hatten die Slowenen gespendet. Und in der Kirche war eine Orgel, die spielte herrlich, wie die Chöre der Seligen [...]; und die Orgel war eine Opfergabe der Deutschen. Sie beide waren die Seele der Gegend. Die Glocke mahnte und bat die Menschen zum Hause des Friedens und die Orgel erzählte ihnen dann von der großen Ordnung Gottes, von der wir auf Erden nichts haben, außer in der Musik [...].“ (DL 120–121)

Das Zitat zeigt, dass sich in den Texten Bartschs Elemente des Diskurses des „Habsburgischen Mythos“ (Claudio Magris) wiederfinden. Es kommen Verklärungsstrategien zur Anwendung, wodurch die Untersteiermark als eine „malerische, sichere und geordnete Märchenwelt“²¹⁰ imaginiert wird, in der Deutsche und Slowenen in

²⁰⁹ Vgl. hierzu *Kapitel II.3 – Brennpunkt Steiermark*.

²¹⁰ Claudio Magris: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg: Otto Müller 1996. S. 9.

„übernationaler Harmonie“²¹¹ zusammenleben.²¹² In dem angeführten Zitat wird jedoch bereits deutlich: Was auf dem ersten Blick das Bild einer hybriden Lebensform gleichberechtigter Partner hervorruft (bzw. zumindest das Potenzial dazu in sich birgt), entpuppt sich als ein asymmetrisches Machtverhältnis deutscher Dominanz. Zwar bilden die Orgel und die Glocke nur gemeinsam die „Seele der Gegend“, doch es ist die (deutsche) Orgel, die von der „Ordnung Gottes“ erzählt. Der paradiesische Urzustand des (scheinbaren) Völkerverständnisses baut auf die bedingungslose Akzeptanz einer deutschen Superiorität durch die Slowenen.

Auch tritt bei der Geschichte von der Glocke und der Orgel ein weiteres Spezifikum der unterschiedlichen Darstellung von Slowenen und Deutschen zutage, nämlich deren genderspezifische Unterscheidung: Indem die „schöne Glocke [...] so weich und tröstend“ klingt, „wie wenn Mutters Stimme das Abendlied singt“ (DL 120–121), werden dem slowenischen Volk weibliche Charakteristika zugesprochen („weich“, „tröstend“, „Mutters“, „singt“), während das deutsche Volk bereits an dieser Stelle als männlich imaginiert wird („spielte herrlich“, „Chöre der Seligen“ „erzählte [...] von der großen Ordnung Gottes“).

Die Beschaffenheit des Autostereotyps der Deutschen als ‚Herrenvolk‘ sowie dieses antislawische und antisemitische, männlich-deutsch chauvinistisches Weltbild, das dem Stereotyp zugrunde liegt und in den Romanen entwickelte wird, sollen im Folgenden genauer untersucht werden. Dabei gilt es außerdem der Frage nachzugehen, auf welche Weise die Slowenen, Juden und Frauen als die Anderen der Deutschösterreicher konstruiert werden und darüber Identität gebildet wird.

7.5.1 Slowenen

Dass die Deutschen das ‚Herrenvolk‘ und den Slowenen überlegen seien, daran wird in den Romanen kein Zweifel gelassen. Die Slowenen werden mittels unterschiedlicher Strategien als die inferioren Anderen der Deutschen imaginiert. Einige dieser Praktiken wurden bereits in den vorangegangenen Kapiteln dargestellt: So wird die Darstellung der Primitivität des untersteirischen Slowenen durch seine soziale Verankerung im vorindustriellen Bauerntum erreicht und sein Hang zum Aberglauben machen ihn zu einer kindlich-naiven Figur. In der

²¹¹ Ebd., S. 13.

²¹² Explizit zu Slowenien und dem Habsburgischen Mythos siehe Samide: „Spieglein, Spieglein an der Wand: wo liegt das holde Neunte Land?“.

Untersteiermark ist diese für die Deutschösterreicher paradiesische Gesellschaftsordnung noch an manchen Orten intakt – sofern sie von diversen Einflüssen (Nationalismus, Einfluss der slowenischen katholischen Kirche, aber auch Industrialisierung und Moderne) noch nicht gestört ist. Es sind ‚gute‘ Slowenen, die hier gezeigt werden; sie erkennen ihre Inferiorität an. Bei diesen geschützten Räumen in der Untersteiermark handelt es sich vor allem um jene mythischen und naturverbundenen Räume, die in *Kapitel IV.7.3* besprochen wurden: „Dort oben in den Bergen war der einsame Weidmann [Hanns Heydenreich] nicht gehaßt. Die schwerblütigen Bergbauern, denen er Rat und manche kleine Hilfe brachte, sahen ihn gütlich an“ (UuJ 105) Seine superiore Stellung wird in den Bergen nicht in Frage gestellt, sondern durch das devote Verhalten der Bergbewohner untermauert.

Mit der Darstellung der Slowenen als Bauern geht aber noch eine andere Unterscheidung einher, die für die Konstitution nationaler Identitäten von Bedeutung ist: Indem die Slowenen eben als ein Bauernvolk gezeichnet werden, das jahrhundertlang weder schreiben noch lesen habe können, habe es nie ‚Kultur‘ ausgebildet und sei deswegen eine geschichtslose und „kulturarme Nation“ (ZaS 124). So heißt es: „Aber dies Volk ist ohne Geschichte, ohne Erinnerungen, ohne Heldenzeit und Heldenlied, ohne große Beispiele und große Männer, ohne den heißen Drang und Trieb nach Erkenntnis und Forschung.“ (DL 380) Ganz anders die deutsche Kultur: Sie wird als „gealtert“ (ZaS 85) bezeichnet und so blicken die Protagonisten stolz auf eine lange Tradition glorreichen Deutschtums zurück. Diese Wissens- und Geschichtsdisparität wird besonders in der Beziehung zwischen Erasmus Georg Botzenhardt und Dortja offenkundig: Was in Georgs Geschichten „Graz, Kaiser Ferdinand, Gegenreformation, steirisches Horn [...] hieß, das trug in ihren Geschichten, die um so viel rührender waren, als die seinen großartig, etwa die Namen Sankt Kunigund, der Pfarrer, Schulstreit, der arme Matjaž“ (DL 116–117). Die Welt des Bauernmädchens ist klein, beschaulich und geschichtslos auf ihre Gegenwart beschränkt. Geschichtslosigkeit bedeutet gleichzeitig immer auch Unbedeutsamkeit. Keinen einzigen Künstler, weder Dichter, Komponisten noch Maler, könnten die Slowenen vorweisen, und selbst wenn man alle Slawen zusammenfasse (was in den Büchern oft und gern gemacht wird), der „Übermacht deutscher Geistesschönheit“ könnten die Slawen gerade einmal einen einzigen Künstler entgegen halten, nämlich den tschechischen Komponisten Bedřich Smetana (ZaS 30). Dem Slowenen Bodo Semljarič, dem einzige Nichtdeutsche im Verband der Glückssuchenden, bereitet dieser Umstand größten seelischen Schmerz: Er hofft, als er zum ersten Mal die Musik Amos Bohnstocks hört, dass es sich hierbei endlich auch einmal um

einen Slawen handeln möge, und betrauert, dass „es nur einen einzigen slawischen Musiker wie Smetana gäbe, während die Deutschen die ihren dutzendweise verhungern lassen durften.“ (ZaS 30) Semljarič hadert mit sich, da er sein slowenisches Volk so sehr liebt, sich aber dem Faszinosum des Deutschtums nicht verwehren kann. So führt er einen „erfolglosen, verzweifelten Kampf [...] gegen die berauschte Fülle deutscher Kultur“ (ZaS 123), dass alleine schon das Lauschen eines deutschen Volksliedes ihm „vierschneidig ins Herz“ stößt (ZaS 21).

Der Kulturbegriff, der hierbei zur Anwendung kommt, ist sehr eng gefasst. Seine Wurzeln liegen im deutschen Sprachgebrauch und er „[akzentuiert] die religiösen, künstlerischen und intellektuellen Momente“.²¹³ Aus dem Verständnis heraus, dass kaum eine, schon gar keine slawische Kultur sich mit der deutschen aufgrund des „Übermaß[es] deutscher Schönheit und Geistesreiche“ (ZaS 123–124) messen könne, wird die kulturelle Mission des Deutschen abgeleitet. Jede deutsche Schule auf slowenischem Gebiet – „traute Stätte der Menschheitsgedanken Schillers, der heiligen Mahnungen Goethes“ (DL 273) – ist in den Romanen nicht nur als Maßnahme gedacht, um das Deutschtum zu stärken, sondern verfolgt zwei weitere Zwecke: *Erstens* sei es, so lautet die deutsch Argumentation, ein Geschenk an die Slowenen, an der deutschen Kultur zu partizipieren. Durch diese würden die Slowenen – bezeichnet als „Geschöpfe“, die in der Untersteiermark „aus der Tiefe [...] drängen“, „wie der geborene Tiefseefisch“ – „herangeschult“, „die leichte Luft eines beseelten Daseins [zu] genießen“ (DL 226–227). Nur die deutsche Kultur eröffne den kulturlosen Slowenen den Zugang zu Geist, Schönheit und damit zu einem besseren Leben. *Zweitens* ist die Errichtung von deutschen Schulen auch ein Mittel, um gegen slowenischen Nationalismus vorzugehen. Denn der deutschen Schönheit könne sich niemand entziehen – jedenfalls können das nicht die in den Büchern dargestellten Slowenen, ob Semljarič oder Bogumil Trojas Bruder. In *Das deutsche Leid* heißt es deswegen bei Botzenhardts Konzert zugunsten der deutschen Schule in Cilli:

„Wir, liebste Brüder und Schwestern, [...] wollen unsern Gegnern aus dem Reichtum der deutschen Seele schenken und schenken, bis sie zu unsern Brüdern emporwachsen. Wir wollen ihnen die Wunder unserer Sprache, unserer Bildung öffnen und die Seelen ihrer Kinder sollen einst, reichblühend und versöhnt, gegen jene Väter zeugen, die ausrotten wollten, was deutsch ist.“ (DL 294)

²¹³ Wolfgang Müller-Funk: Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung. Wien u.a.: Springer 2002. S. 10.

Sich selbst als die kulturell „Übermächtigen“ (ZaS 123) verstehend, wird ein Kulturimperialismus vertreten. Der Slowene muss missioniert und zu ihm das Licht der Aufklärung gebracht werden.

Als Ausdruck der Größe deutscher Kultur und gleichzeitig Indikator für das kulturelle Gefälle zwischen Slowenen und Deutschen wird die deutsche Sprache verstanden. In allen drei Werken kommt ihr eine besondere Bedeutung zu, indem sie geschützt werden muss – wie auch die untersteirische Landschaft selbst –, handlungsmotivierend. Sie sei die „tiefnachdenklichste“ (DL 400) und „reichste aller Sprachen“ (DL 97), eine „Weltsprache“ (DL 274) und „Sprache des gedankenvollsten der Völker“ (DL 97), biete dem „so vielen Gewinn [...], der nach den Gütern der Erde verlangt und noch viel mehr dem, dessen Seele dürstet.“ (DL 274). Im Gegensatz dazu sei die slowenische Sprache ein „hilflose[s] Gestammel“ (DL 273), „ein Idiom, das noch keine Seele befreit und beglückt, das von Zurückgebliebenen und Unzufriedenen gestützt und gelobt, von Dumpfen und Gehässigen zum Schlachtgeschrei verdorben worden war“ (DL 97) und sei „an der verzweifelnden Eintönigkeit und den wilden, langen Stößen der Kehlen“ (DL 91) zu erkennen. Demnach werden die Bemühungen, das Slowenische als nationale Sprache zu festigen, ins Lächerliche gezogen, und die Bildungsbestrebungen vonseiten der Slowenen als große Anmaßung, Undankbarkeit und Infragestellung der deutschen Überlegenheit verstanden. Slowenische Schulen seien „Zuchtanstalt für slawische Halbgebildete“ (DL 288), die nur dazu dienten, das slowenische Volk gegen die Deutschösterreicher aufzuhetzen. Und so sind es die gebildeten Slowenen, und hierbei vor allem der slowenische Pfarrer, Lehrer, Advokat und Politiker, die zu *den* Feindbildern der Deutschen erhoben werden, da diese den Zerfall Österreichs betrieben (Vgl. DL 274). Gemein ist ihnen, dass sie als unbarmherzig dargestellt werden (z.B. die Wilderer Vater und Sohn Podgorschegg kennen bei der Jagd keine Schonzeit und singen „schmutzige Wirtsstubenweise trotz erbarmungswürdigen gebrochenen Blicks“ der von ihnen getöteten Tiere (UuJ 91)); sie seien „ohne Verständnis, Versöhnung und Verzeihung“ (UuJ 88), lauerten auf „Macht, Mitgift und Schönheit“ (UuJ 120) (z.B. der slowenische Bezirkschef Bogumil Trojar in *Frau Utta und der Jäger*), seien vom Geld besessen (z.B. der slowenische Advokat in *Das deutsche Leid*, der nach Tavernaris Tod dessen Anwesen kauft) und nur auf ihr eigenes Recht bedacht (Wahlspruch der Slowenen „Svoji k svojim! – Jeder für die Seinen!“ (DL 108) sowie das Vorgehen des slowenischen, intriganten Kaplans Racil (DL 324)). Manche dieser Eigenschaften werden auch auf die sonst positiv gezeichnete slowenische Landbevölkerung übertragen, die dadurch

in Differenz zu den sorgsam Deutschen gesetzt werden: „Die leichtfertigen Slawen hatten gebaut, was Geld einbrachte und es verkauft: Wein und Viehfutter. Nun braucht der Bauer alles eher als Bargeld, und die rüstigen Deutschen ließen sich durch die hohen Futterpreise nicht blenden.“ (DL 402) Auch über ihr Äußeres werden die negativen Slowenen diskreditiert: Bogumil Trojar hat einen „schiefen“ Gang, sein Gesicht sei „breit, vom Weine rotrostig“ und seine Augen werden als „fahlgelb“, „nicht klar“, „verwaschen und verschwommen“ beschrieben (UuJ 90, 122).

Vor diesem Hintergrund muss auch die gleichnisähnliche Geschichte Dortjas von der Glocke und der Orgel schlecht enden: Ein „böser Pfarrer“ überredete seine Gemeinde, die deutsche Orgel zu verkaufen. „Die Glocke aber riß sich in verzweifelter Schwung aus ihren Bändern und flog [...] läutend in die Drau, vor Sehnsucht nach der Orgel.“ (DL 121)

7.5.2 Frauen

„Butterkipferl du blondes,“ träumte O’Brien: „[...] Ich möchte Kinder mit dir haben: Drei Stück, mit denen du durch die herbstdurchstürzten Muraunen hinaus und über die braune ungarische Tiefebene betteln gehen müßtest, wankend vor den Stößen des Boreas! Und ich würde das wissen und möchte schlecht sein, und dir nicht helfen, und würde noch unglücklicher ein als du. Butterkipferl, du hast so lichte lachende Augen! Butterkipferl, ich möchte dich weinen machen! Heute sah ich, wie ein Spatz seine Liebste biß, daß die Federn flogen, und meine Zähne knirschten vor Wonne. Ich möchte Böses an dir tun, und gierig zusehen, wenn du weinst!“ (ZaS 11)

Was Thomas O’Brien in *Zwölf aus der Steiermark* der Kellnerin Mali vorträumt, die er „Butterkipferl“ nennt, mag zwar lediglich halb ernsthaft und vielmehr im Scherz gemeint sein, ist aber doch symptomatisch für das Geschlechterverhältnis in den Werken. Die Frauen zeichnen sich durch Passivität aus und werden, vor allem die slowenischsprachigen, gleich den Slowenen selbst als die Anderen der männlich-deutschen Figuren konzipiert und zu Objekte männlich-deutscher Machtausübung degradiert.

Auch wenn dieses Missverhältnis auf alle weiblichen Figuren zutrifft, sind es doch in besonderem Maße die slowenischsprachigen, die in vollkommene Passivität gedrängt und den männlich-deutschen Figuren als unterlegen dargestellt werden. Einige der deutschsprachigen Figuren können sich hingegen, wenn auch nicht alle, bestimmte Rechte vorbehalten sowie bis zu einem gewissen Grade eigene Bedürfnisse artikulieren und diese mitunter durchsetzen. Der slowenischsprachigen, kindlich-naiven Frau stehen zwei

unterschiedliche Typen an deutschösterreichischen weiblichen Protagonistinnen gegenüber: die mondän-städtische, meist als überspannt dargestellte und von den männlichen Protagonisten als *künstlich* empfundene Frau aus besseren Kreisen sowie die jüngere, naive, oft auch *natürliche* Frau aus gutbürgerlicher Familie, die noch vielmehr Mädchen als schon Dame ist. Der erste Frauentyp wird im Folgenden an den beiden Figuren Else von Karminell und Utta Dressel beschrieben, auf den zweiten wird im Zuge der Kontrastierung der (deutschen) Babette Tavernari mit dem slowenischen Bauernmädchen Dortja eingegangen.

Else von Karminell und Utta Dressel sind die weiblichen Protagonistinnen der Bücher *Zwölf aus der Steiermark* und *Frau Utta und der Jäger*. Beiden ist gemein, dass sie verheiratet sind (bzw. waren, Utta Dressel ist, obwohl erst Mitte Zwanzig, bereits Witwe) und diese Ehen nicht aus Liebe zustande gekommen sind: Von Else heißt es, sie „wollte nach oben gelten; nicht nach unten“, von ihren Verehrern hingegen, dass „keiner war, der ihr durch verinnerlichte Lebensführung als echt erschienen wäre. Es waren alles Nachahmungen nach Vorbildern, die selbst nicht der Kopie wert waren.“ (ZaS 356). Erst auf Drängen ihrer Eltern hatte Else sich für den „vielversprechende[n], tadellose[n] Dozent von Karminell, welchen wenigstens der heilige Anhauch der Wissenschaft verklärte“, entschieden – aber: die Eheleute „waren innerlich ‚per Sie‘ geblieben.“ (ZaS 356–357) Über die Ehe von Utta Dressel und ihrem Mann meint Baronin Agnes in einem Gespräch mit Hanns: „Ja, die ist nun Witwe. Ihr Mann hatte nicht viel an ihr und sie wenig Gutes an ihm; ein grämlicher Hypochonder, aber reich. ‚Da hat sie ihn Geldes wegen genommen?‘ ‚Weiß Gott; eher aus Langeweile und um gänzlich frei zu sein.“ (UuJ 27) Als ‚frei‘, wenn auch in einem ihnen gesteckten Rahmen, werden sie auch gezeigt: Else und Utta handeln eigenständig und selbstbewusst. Sie sind durch keine ehe-, hausfraulichen oder mütterlichen Pflichten gebunden, sind finanziell abgesichert und können ihren eigenen Interessen nachgehen. Elses Ehemann spielt nur eine sekundäre Rolle und ist für das Buch, mit Ausnahme des Endes,²¹⁴ ohne jegliche Relevanz für die Handlung. Dass Else verheiratet ist, ist über weite Strecken hinweg nebensächlich, und lädt sogar vier der zwölf Freunde ein – wenn auch im Beisein ihres Mannes –, mit ihnen den Sommer auf ihrem untersteirischen Anwesen zu genießen. Die beiden Frauen sind sich des Weiteren ihrer sexuellen Ausstrahlung bewusst und setzen

²¹⁴ Aber auch hier nur insofern sehr begrenzt, als er erstmals einen größeren, um nicht zu sagen, *überhaupt* einen Platz in der Gedankenwelt Elses – vor dem Hintergrund ihrer außerehelichen Liebschaft zu Kantilener und der Schwangerschaft einzunehmen.

diese, indem sie sich mit den Männern spielen,²¹⁵ bewusst ein. Als Frauen mit eigenen sexuellen Bedürfnissen, die sie auch formulieren, tragen sie Züge einer Femme Fatale, ohne gefährlich und verrucht dargestellt oder dämonisiert zu werden – was gerade bei der Darstellung von Utta Dressel verwundert, trägt sie doch die Schuld am Ende von Schloss Strâza. Vielmehr werden Else und Utta als Mischwesen dargestellt, die an der Grenze des Kultur-Natur-Gegensatzes angesiedelt sind. So wird Utta Dressel zwar als „Blendwerk der Maja“ (UuJ 34) und „[h]ysterisches Frauenzimmer“ (UuJ 69) bezeichnet, gleichzeitig erscheint sie Hanns aber auch „wie zur Mutter eines strotzend kraftreichen Geschlechtes auf die Erde gerufen“ (UuJ 31). Diese Ambivalenz wird vor allem im Bild der Hyazinthe deutlich, die Utta bei ihrem ersten Besuch auf Schloss Strâza der Baronin als Gastpräsent mitbringt und mit der (bzw. mit ihrem Duft) sie fortan im Roman an mehreren Stellen verglichen wird:

Sie [Utta] hatte aus dem Glashaus von Rankenstein alle ersten Frühjahrsblumen geplündert und den alten Damen mitgebracht [...]. Es waren die schönsten Hyazinthenstöcke, die bald den ganzen Saal mit Leuchten und Duften erfüllten. [...]

Sie [Utta] hielt stille, lächelte ihn an und blieb, wie sie war, ein wenig mit dem ganzen schlanken und dennoch formvollen Körper geneigt, weil sie den rechten Ellbogen tiefer an den Blumentisch stützte, indes sie die verkreuzten Hände in lieber Unschlüssigkeit vor sich herabsinken ließ. Aber selbst Hals und Haupt nahmen diese leise, sinnende und doch wieder ein wenig leichtmütige Neigung an, die etwas Hingebendes hatte. Hanns sah, wie die herrliche Gesundheit ihrer Brust mit den strotzenden Hyazinthen daneben um die Wette blühte und drängte.

Wie der sinnliche Duft dieser ersten Blüten erregte, die das Jahr der reichen Leute treibt, und wie er sich mit ihrer lächelnden, erwartenden Haltung eint! Das roch nach Erde und doch wieder künstlich nach Treibhaus. Das roch nach Jugendkraft und doch wieder nach den hold verlogenen Vergnügungen der großen Welt, nach den Bällen von denen sie vielleicht kam. Sehnsüchtig gesund u n d doch hysterisch: o, dieser erste Duft der Erdenkinder des neuen Jahres! (UuJ 30–31) [Sperrung i. Original]

Utta posiert und wird in dieser Szene zu einem Standbild, das von Hanns taxiert und nach und nach sexuell aufgeladen wird: „in *lieber* Unschlüssigkeit“, „Hals und Haupt nahmen diese leise *sinnende* [...] *leichtmütige* Neigung an“, „*herrliche* Gesundheit ihrer Brust“. Blüht Utta an dieser Stelle mit den Hyazinthen noch um die Wette, wird sie im folgenden Absatz mit diesen vollkommen gleichgesetzt, sodass Utta von den Pflanzen nicht mehr zu unterscheiden ist. Über den Vergleich mit der Hyazinthe wird Utta als ein *natürlicher* und *naturhafter* Mensch gezeigt, als ein organisches Lebewesen, das wächst und mit dem Boden

²¹⁵ Als spielend wird vor allem Utta gezeigt. Aber auch Else, wenn auch nicht mit der gleichen Konsequenz wie Utta, spielt gerne „mit dem Gedanken an Liebe [...], so wohl es ihr tat, mehr als bloß bewundert zu sein“, aber: sie will: „[n]ur Köpfe [...] in Verwirrung bringen; nicht das Blut.“ (ZaS 210)

verwurzelt ist („Gesundheit ihrer Brust“ „wunderbar hell, farbig und klar, blühfrische Frau“ – UuJ 147). Gleichzeitig wird über die Hyazinthe, als Blume, die nicht in der Natur wächst, sondern im „Treibhaus“ gezüchtet wird, die künstlich-gemachte, „hysterische“ Seite an Utta betont. Besonders im „Duft der Hyazinthen“ kommt für den jungen Baron „[j]ener Zug ihres Wesens [...] heraus, den Hanns stets undeutlich gefühlt [...] hatte: das Treibhausartige, Unberechenbare.“ (UuJ 202). Dieser zieht ihn unwillkürlich an und stößt ihn gleichzeitig von ihr ab.

Trotz Eigenständigkeit, die Else und Utta bis zu einem gewissen Grad zugestanden wird,²¹⁶ wäre es verfehlt zu behaupten, dass es sich bei ihnen um emanzipierte Frauengestalten handle: Else, Mitte dreißig Jahre alt und bisher ohne jeglichen Kinderwunsch, muss jäh aufwachen: „Sie hatte weder Kinder, noch je getauft, noch viel von ähnlichem gehört, und da sie ein richtiges und empfängliches Weib war, so wurde sie von dieser fremden, lieben, kleinen Linnenwelt [...] mit naturgewaltiger Kraft getroffen“ (ZaS 242) und „war von diesem Tage an nicht mehr die lichte, helle, harmonische Frau“ (ZaS 244). „Ärmste, liebe, schöne Frau“, heißt es über Else, „[n]un hat sie ihr einziges Unglück entdeckt und wird unzufrieden und voll hoffnungsloser Wünsche werden! Was für ein schwerer Schaden!“ (ZaS 242) Erst die Schwangerschaft (Resultat der kurzen und leidenschaftlichen Affäre mit Othmar Kantilener) als weibliche Sinngebung sowie die Schuld, dass sie ihren Mann betrogen hat, machen Else, „das allzuleichte Schifflein [...] inhaltsreich; es fährt langsamer, nachdenklicher, beschwerter, aber auch aufrechter und ohne Übermut seinen Weg.“ (ZaS 361) Else fällt ihren zarten Nerven, ihrer eigenen Sinnlichkeit zum Opfer, wodurch ihre anfängliche weibliche Emanzipation zurückgenommen wird.

Utta Dressel hingegen kann sich zumindest eine Teilautonomie sichern: Den Großteil des Jahres verbringt Utta in Wien oder auf ihrem Schloss Rankenstein. Nur in den Sommermonaten zieht sie zu Hanns auf die Alm. Sie wechselt ihre Stadtgarderobe gegen

das kleidsame grobleinene Hemdkleid der kroatischen Bäuerinnen mit der schönen Stickerei [...]. Alles ihm zuliebe und um ihm recht zu gefallen. Sie war gänzlich in südslawischen Familienstil vertieft: *geschäftig, demütig gegen den Mann, voll Gesang und Fürsorge*. Wie eine Bäuerin trug sie Wasser von der Quelle, sorgte für ihn, kochte, wenn er auf Jagd aus war, und brachte ein Leben und eine rüstige Heiterkeit in die Hütte [...]. (UuJ 306) [Kursivsetzung, B.H.]

²¹⁶ Hier vor allem das konsequente Vorgehen Utta Dressels, Schloss Stráza zu Fall zu bringen und Hanns für sich zu gewinnen.

Demut gegen den Mann, Fürsorge und Kochen – Wofür sich Utta Dressel aus eigenem Willen heraus und jeweils auch nur für einen beschränkten Zeitraum entscheidet, müssen sämtliche slowenischsprachige und die meisten der deutschsprachigen weiblichen (Neben-) Figuren ungefragt anerkennen und sich der männlich-deutschen Dominanz fügen. Welches männliche Selbstverständnis diesem Verhalten zugrunde liegt, zeigt sich besonders bei Hanns Heydenreich: Nicht zufällig lautet der Titel des Buches *Frau Utta und der Jäger*, ist es doch die Funktion des Jägers, von der Hanns sein übersteigertes männliches Selbstverständnis ableitet. Hanns sieht seine Jagdausübung nicht als Selbstzweck, sondern als Notwendigkeit, um die schwachen Tiere vor ihren Feinden zu schützen:

[Hanns:] „[...] So fünfhundert Vogelnester habe ich vor Plünderung behütet: das heißt fünf Stück Häher. Dann ein paar Hundert junge Rebhühnern sieben bestialische Feinde vom Halse geschafft. Sechs Krähen und einen Habicht. [...] Dann eine schwertragende Häsin im letzten Augenblick vor zwei bösen Bauernkötern behütet, die ich lange schon kenne.“ (UuJ 18)

Und selbst das Töten, eine „liebreiche Kunst“ (UuJ 75), wird als einziger Gnadenakt dargestellt: „Haben Sie den Reiher gesehen?“, rechtfertigt sich so Hanns vor Dr. Urban,

[Hanns:] „Umgesunken, ausgebreitet, ohne Zucken. Ja, wahrhaftig: Gott schenke mir selber solch ein Ende, wie ich es den Tieren bereite!“ Wie viel besser sei doch seine Kugel „an Stelle von würgenden Drahtschlingen, Krankheit, Wildkatzenkrallen oder gar dem angstreichen Gehetz durch böse Bauernköter!“ (UuJ 21)

Sich selbst als „Herr[n] über Leben und Tod“ (UuJ 75) verstehend, lebt Hanns im Wald seine Machtallüren aus und entscheidet gottgleich über das Schicksal der Tiere auf dem Heydenreichschen Gebiet. Dass es sich auch hierbei um einen Raum für Hanns handelt, in dem das patriachale/deutsch-chauvinistische System noch intakt ist, wird dadurch verstärkt, dass die zu beschützenden Tiere als weiblich dargestellt und mit den zärtlichsten Adjektiven versehen werden: die „arme Häsin“, „die schon schweren Leibes war“ (UuJ 16), das gellende Wimmern eines Häseleins (UuJ 85) oder das „liebe, angstreich lebende Getier des freien Waldes“ (UuJ 16–17) – „Der Jäger allein hütet das traute Leben drauß im Freien“ (UuJ 17). Nicht immer lässt sich jedoch die Jagd aus einer Notwendigkeit heraus legitimieren, was vielmehr zeigt, dass es sich dabei um Ausdruck männlicher Machtausübung handelt: „Warum schossen Sie ihn?“, fragt Utta, als Hanns überraschend und aus reiner Jagdlust – oder, wie es an anderer Stelle heißt: aus dem „süße[n] Zwang, wehe zu tun, wo er am liebsten hätte erschaffen mögen“ (UuJ 75) – einen Falken schießt: „Ach, Frau Utta. Aus Neid; er stand angesonnt und triumphreich brennend in der Höhe“ (UuJ 163).

Ähnlich den schwachen und schutzbedürftigen Tieren werden die slowenischen Mägde auf den Almen dargestellt:

„Und was die [die Bergbauern] nicht sahen, sagten ihm die hübschen Dirnen an, die auf den Schlägen nach Erdbeeren suchten. Er mochte sie gern. Sie gaben sich wie das Wild im Walde sich gibt; zutraulich, willig und ohne Gegenansprüche. Bei diesen Mädchen war Liebe so selbstverständlich, wie man in der Stadt dem Raucher Feuer bietet.“ (UuJ 105)

Wie als Jäger, der über die Tiere im Wald richtet, sie schützt, gleichzeitig sie aber auch, ohne jemanden Rechenschaft ablegen zu müssen, abschießen kann, hat Hanns über die slowenischen Frauen Verfügungsgewalt. Die slowenischen Mägde werden dabei zu willigen Lustobjekten, deren sich der Mann nach Belieben bedienen und bei denen er seine Sexualität freien Lauf lassen kann. Die Diskriminierung ist dabei eine doppelte: Indem bei den slowenischen Frauen der nationalistische und der feministische Diskurs zusammentreffen, sind sie in zweifacher Weise von der männlich-deutschen Machtausübung betroffen. Vor allem in *Das Deutsche Leid* wird an Dortja (besonders in Differenz zu Babette Tavernari) die Rollenzuschreibung offensichtlich. Wie die slowenischen Mägde auf den Almen in *Frau Utta und der Jäger* ist auch Dortja: Naivität, Natürlichkeit – und sexueller Einfachheit zeichnen das „Naturkind“ (DL 127), wie sie vom Erzähler und Erasmus Georg Botzenhardt genannt wird, aus. So dauert es auch nicht lange, bis es zum ersten sexuellen Kontakt zwischen den beiden kommt: Die Eltern helfen „unten im Herrschaftshause“ (DL 100) bei der Weinlese und die Brüder sind auf einer Hochzeit – Dortja ist alleine im Haus, als Georg auf seiner ersten Wanderschaft vom Bacher Gebirge in die Untersteiermark sich verläuft und bereits am späteren Abend („jetzt, in der Nacht“ –DL 98) an dem Elternhaus Dortjas Halt macht, um nach dem Weg zu fragen. Von ihrer Einsilbigkeit und Reserviertheit ihm gegenüber lässt sich Georg nicht beeindrucken:

[Georg:] „Liebes Kind, ich habe den Weg verloren. Kannst du mir nicht sagen, wo es nach Marburg geht?“

Sie streckte den nackten Arm aus und sagte kurz: „Da!“ [...]

„Ist es noch weit?“ fragte Georg.

„Zwei Stunden, jetzt, in der Nacht.“

„Ach, und ich hab den ganzen Tag nicht gegessen,“ klagte er lächelnd. [...]

„Es ist niemand zu Hause,“ sagte sie. „Den Schlüssel zum Weinkeller hat Vater.“

„Ach, wenn ich nur Milch und Brot bekäme.“

„So kommen Sie mit Gott herein.“ [...] „Wollen Sie nicht am Tisch sitzen? Ich mache Licht. Ich bleibe am Herde.“ (DL 98–99)

Georg spricht das Mädchen auf slowenischem Gebiet nicht nur vollkommen selbstverständlich auf Deutsch an, sondern kümmert sich auch nicht darum, welche Gefahren es für eine Frau birgt, einen fremden Mann des Nachts alleine bei sich aufzunehmen. Georg ist von der jungen Frau, von ihrem „kleine[n] Haupt mit dem seidenschwarzen Haar so edel“, von ihrem „Antlitz so lieblich, herb und klug“ (DL 98), vom ersten Moment an fasziniert und weiß, sie für sich zu gewinnen. Als sie dachte, er sei ein Geist, nützt er ohne Rücksicht ihre Naivität aus:

Sie aber bedeckte ihr Gesicht: „Ich schäme mich so sehr,“ flüsterte sie. „Ich bin so dumm. Ich hatte geglaubt, du seist nicht geheuer.“

Der junge *Jäger* kam ganz an sie heran und legte den Arm um sie. Nun zitterten sie beide.

„Fühle es,“ sagte er mit einer Stimme, die vor Erregung beinahe zerbrach. „Fühle es, wie sehr ich von Fleisch und Blut bin.“ Und er legte seinen Mund auf ihre zuckenden Lippen. [...]

Da küßten sie sich, bis das Feuer erlosch. Er strich mit den Lippen über ihre nackten Arme und bat sie: „Gib diese Arme um mich.“ Sie tat es und bebte sehr.

So nahm er sich und ihr die große, junge Unbefangenheit, in dieser lauen Nacht des Werdens und der Ahnung. (DL 103–104, Kursivsetzung, B.H.)

Interessanterweise wird nur hier von Georg als Jäger gesprochen, an einer Stelle, an welcher der deutsche Mann die Führung übernimmt. Die Geschlechterposition werden dadurch nochmals fixiert und das Gefälle zwischen Jäger und Bauernmädchen verstärkt. Er ist es, der ohne viel Rücksicht über das Mädchen kommt, von Anfang an die treibende Kraft ist und „sich und ihr die große, junge Unbefangenheit“ (DL 104) nimmt.

Wie ungleich komplizierter gestaltet sich im Vergleich dazu die Beziehung Georgs zu Babette Tavernari. Während er bei Dortja nicht davor zurückschreckt, sich zuerst Zutritt in das Haus zu verschaffen und dann die Gunst der Stunde sexuell auszunützen, hat er bei Babette „Scheu, seine Arme um dieses schlanke Geheimnis von Mädchen zu schlingen, das für ihn wohl viel zu hoch und fein war.“ (DL 219) Babette selbst tritt als deutsches Pendant zu Dortja auf: „[Georg:] ‚Sie sieht dir ähnlich, Dorothea, [...] nur daß sie zarter ist; zarter, scheuer und – – –‘ [...] Georg hatte sagen wollen: ‚Innerlicher‘“ (DL 155) Sie wird als „keusch und stolz, als gehörte ihre Reinheit ihr selber“ (DL 155) und vor allem als selbstbewusst und bestimmt beschrieben. Während „lächelnd leicht und liebenswürdig die kleine, arme Dortja gegeben hatte, was ein Mädchen geben kann“ (DL 257), wird Babette die Möglichkeit zugesprochen, sich Georgs Liebesdrängen zu verwehren. Auch wenn sie, nicht minder wie Dortja, Georg verfallen ist, verweigert sich ihm Babette. Sie behält sich das Recht vor, anspruchsvoll zu sein: „Erasmus“, bat sie sanft. „[...] Verstehen Sie nicht, daß mein Mann allein, draußen, darüber stehen soll. [...] Dann, Erasmus, will ich Sie küssen!“

(DL 255) Zu mehr als einem Kuss und dem Anblick ihrer entblößten Schultern (DL 299) soll es jedoch nicht mehr kommen, Babette erliegt kurz darauf dem bereits früh ankündigenden, „heimlich heranschleichende[n] Brustleiden“ (DL 149).

Können Else von Karminell, Utta Dressel und Babette Tavernari wenigstens in begrenztem Rahmen eigenständig agieren und Wünsche, Bedürfnisse artikulieren, wird Dortja hingegen völlig in Passivität und in die Rolle der Erleidenden gedrängt. Georg ist ihr „Sonnengold“ (DL 143) und stellt ihren Lebensinhalt dar. Sie ist ihm gegenüber „demütig und andachtsvoll in seine Versunkenheit versunken“ (DL 153). Als es für Georg heißt, Marburg und Dortja zu verlassen und auf Geheiß von Herrn Tavernari nach Graz zu gehen, findet er sich in einem Dilemma wieder. Jedoch: Nicht der Abschied von Dortja oder der Schmerz, den er ihr zufügen werde, sind es, die Georg belasten, sondern alleine der Gedanke, dass es „unwürdig“ sei, „ja schändlich, sie in Verruf und Elend zu bringen“ und als „armer, nichtiger Soldat“ (DL 164) zu gelten. Erst sein alter Freund Thoß hilft ihm aus der Verlegenheit und bietet sich an, das Mädchen, das er schon längst im Geheimen geliebt hat, an Georgs Stelle zu ehelichen. Frohen Herzens geht Georg den Frauentausch ein. Bevor mit Dortja selbst gesprochen wird, werden ihre Eltern und ihre Paten, die Tavernaris, um Erlaubnis gefragt, und als diese freudig zustimmen, erst an das Mädchen herangetreten, das nach kurzer ablehnender Haltung keine andere Möglichkeit hat, als dieser Verbindung zuzustimmen.

Die Weitergabe einer Frau von einem Mann an den anderen wird auch, wenn auch nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie bei Dortja, an deutschen Frauenfiguren praktiziert: O'Briens Verhältnis mit dem Röslein am Gries bleibt nicht ohne Folgen. „Ich verschaff' dir einen Mann,‘ hatte er [O'Brien] ungestüm gerufen. [...] Er kündigte das arme Röslein in den Zeitungen an und prüfte und wählte [...]. Die Heiratskandidaten bestellte er ins Café und machte einen nach dem anderen mit Rose bekannt.“ (ZaS 131) Else von Karminell wird dabei zur lustvollen Zuseherin und wohnt O'Briens „neue[m] Sport“, der „höchst anregende[n] Suche nach einem Mann für die Geliebte“ (ZaS 130), amüsiert bei. Röslein hat es im Vergleich zu Dortja aber noch gut getroffen. Während Dortja vollkommen ungefragt einfach an Thoß weitergegeben wird, kann Röslein aus den ihr vorgestellten Männern auswählen und bekommt von O'Brien als Draufgabe ein kleines Kaffeehaus am Gries geschenkt.

Die vorangegangene Darstellung zeigt, dass sich der identitätskonstitutive Diskurs nicht nur gegen den Slowenen, sondern auch gegen die Frau und vor allem die slowenische Frau

richtet, die dem deutschen Mann in jeder nur erdenklichen Hinsicht unterlegen ist. Die Frau wird als Opfer ihrer geschlechtsspezifischen Sinnlichkeit (Else von Karminell) und Verletzbarkeit (Babette Tavernari) sowie geschlechts- und nationalspezifischen Naivität (Dortja) gezeigt, über die der Mann selbstverständlich und mit oft unterschwelliger Brutalität verfügen kann.²¹⁷ Wurde bereits in Kapitel *IV.7.5.1* gezeigt, dass die Darstellung der Untersteiermark und im Besonderen der untersteirischen Berggegenden als Idyll, an dem die als natürlich empfundene Gesellschaftsordnung noch intakt ist, auf die deutschösterreichische Dominanz baut, konnte an dieser Stelle gezeigt werden, dass sie auch eine Gender-Komponente enthält. Die Dominanz des Deutschösterreichers in der Untersteiermark ist somit nicht nur als eine nationale zu verstehen, sondern auch als eine geschlechtliche, als die Dominanz des Mannes über die Frau.

7.5.3 Ambivalenzen

Auch wenn der identitätskonstitutive deutschösterreichische Diskurs auf dem ersten Blick homogen wirken mag, weist er doch Widersprüchlichkeiten in sich auf. Besonders die kulturelle Mission der Deutschen ist von ambivalenter Natur. Sie strebt zwar die Erziehung des unterlegenen Slowenen an, verwehrt ihm aber gleichzeitig ein Aufgehen in der deutschen Kultur. So kann Semljarič, obwohl „er so stark deutsch fühlen konnte“ (ZaS 30), gerade eines nicht werden, nämlich *Deutscher*. Das Privileg des Deutschseins behalten sich die Deutschen vor. Was dem Slowenen fehle? „Es fehlt ihm die heilige, lange, läuternde Vorbereitung anderer Kulturvölker, in die sich durch Jahrhunderte das befruchtende Schrifttum bis in die Seele der Weltfernen, ja der Kinder durchgerungen hat.“ (DL 380) Kultur und Bildung könne man sich zwar im Nachhinein aneignen, der komplette Zugang zu ihr wird den Nichtdeutschen jedoch vorenthalten: „Überschüttet, beschenkt, groß nur durch fremde Größe bleiben sie Beschämte und Trauernde über ihr eigenes Volk, denn all ihre Kraft ist die unserige.“ (ZaS 124) An dieser Stelle zeigen sich die Ambivalenzen innerhalb des deutschösterreichischen Macht- und Identitätsdiskurses. Der Slowene wird zu einer „partiellen Präsenz“ und „autorisierte[n] Version der Andersheit“ (Bhabha) gemacht. Gleich dem Schwarzen bei Fanon, der seine Hautfarbe nicht ändern kann, bleibt auch der

²¹⁷ Gewaltvolle sexuelle Aneignung der Frau bzw. das Lustempfinden des Mannes an dieser Vorstellung finden sich in allen drei Romanen: Beispielhaft sei hier auf die äußerst aussagekräftige Imagination Utta Dressels als „Weib“ verwiesen, das „wie ein reifer Apfel [sei], in den man krachend beißen möchte“ (UuJ 53). Siehe weitere, oft auch explizitere und viel weniger metaphorische Stellen: zwischen Erasmus Georg Botzenhardt und Babette Tavernarie (DL 255) oder „der Diebstahl O’Briens an der Unschuld Lindes“ (ZaS 145–147, 149).

Slowene in seiner nationalen Zugehörigkeit fixiert, er kann sich dem Deutschen nur annähern, seine ‚Kulturhaftigkeit‘ nachahmen, jedoch nie deutsch *sein*.

Genauso ergeht es auch Amos Bohnstock, der verzweifelt mit seinem Jüdischsein hadert und nur das sein möchte, „was Sie bisher waren“, so Else von Karminell zu den mit dem „Erburteil“ (ZaS 84) über Juden kämpfenden Glücksuchenden, nämlich „fanatisch deutsch.“ (ZaS 124) Sein Leben sei von „einer unermeßlichen, tötlichen [sic!], hoffnungslosen Sehnsucht nach dem deutschgermanischen Wesen“ (ZaS 87) bestimmt. In seiner Verzweiflung unternimmt er alles denkbar Mögliche, um diesen Widerspruch zu überwinden: Er studiert die Kunst deutscher Maler, um das Wesen des Deutschen begreifen zu können, und als Graz Schauplatz der Badeni-Unruhen wird, sieht Bohnstock seine Stunde endlich gekommen, beweisen zu können, wie deutsch er sei: „Er war überglücklich. Nun durfte er kämpfen ... Bluten vielleicht für das Volk, das ihm heilig war und durch dieses vergossene Blut echt werden.“ (ZaS 372). Doch selbst zu sterben für jenes Volk, nach dem er begehrt, bleibt Bohnstock verwehrt: Von Arbold, dessen Leben er vor den die Unruhen niederschlagenden Truppen retten möchte, wird er als „Saujud“ (ZaS 375) beschimpft, verstoßen und zum Duell aufgefordert; die Stimmung kippt und der offene Antisemitismus bricht hervor: „Heil‘ schrillten ein paar Jungen auf! ‚Weg mit dem Juden – im Kampf zwischen Deutschen und Slaven!‘,“ (ZaS 375) Wie zynisch klingt vor diesem Hintergrund die Bemerkungen von Bohnstocks Freunden, welche die Ambivalenz des Diskurses offenlegen: So wirft Else von Karminell Bohnstock als Juden, der sich so sehnlich wünscht, deutsch zu sein vor, dass das jüdische Volk „fremd unter Fremden bleiben“ und als „Schlingpflanze stammlos in die Luft wachsen“ wolle (ZaS 380).

Weder für Bohnstock noch für Semljaritsch gibt es damit Hoffnung auf Erfüllung ihrer Träume vom Deutschtum: „[...] verzetert von Feind und Freund, weggejagt wie ein Hund aus dem Hause des in den Tod geliebten Herren, davon, davon.“ (ZaS 375) Beider fanatisches Deutschtum schlägt um. Das Bleiben in der „rotglühend im Slawenhaß“ (ZaS 378) befindenden Stadt Graz wird ihnen unmöglich gemacht; was für Semljaritsch gesagt wird, trifft auch für Bohnstock zu: „Goethe und Gottfried Keller und Hans Sachs, Dürer und Holbein, Beethoven und Wagner hatten ihn übermächtig zu dem reichen, herrlichen Volk gerissen. – Die Ungerechtigkeit und der blinde Haß des Knüppeldeutschtums aber stießen ihn wieder zurück.“ (ZaS 379) Und so geht Semljaritsch „[a]ls Lehrer an ‘s slovenische Gymnasium nach Laibach“, um die „unkrautbewucherte slavische Seele [zu] reinigen und

herrliche Gärten [zu] bauen“ (ZaS 379) – „Bei den Deutschen hatte er gelernt, für die Deutschen war er verloren.“ (ZaS 380) Bohnstock hingegen schlägt es auf Anraten von Else von Karminell nach Wien: „Er riß sich aus der deutschen Erde wie Semljarič“ (ZaS 381), lässt seine Vergangenheit hinter sich und beginnt ein neues Leben – weder glücklich noch unglücklich – als Musiker an der Wiener Hofoper.

Bei der Darstellung Bohnstocks werden alle gängigen Judenklischees durchexerziert: So ist er der „Sohn eines Trödlers von der Lend“ und aufgrund seiner Physionomie – er ist „überlang geraten“ und „hohlbrüstig“ (ZaS 86) – als solcher erkennbar. Das klassische Judenstereotyp – „Lust am Gold, am Titel, am Prunk ...“ (ZaS 85) – wird durch das besondere Verhältnis und den Zugang zur Kunst und vor allem zur Musik angereichert, das *der* Jude aufweise. Aufgrund seiner rassenspezifischen Disposition, nämlich der „Ursprünglichkeit der Sinne“ und seiner Nervosität (vgl. ZaS 125), könne nur er noch „Ahnungsmusik“ (ZaS 86) schaffen; „[w]ie Musik schmeicheln muß, scheint den Deutschen verloren gegangen“ (ZaS 86); dieser sei zu „reflexiv und überlegt“. Spannend ist hierbei auch die Argumentation, warum Bohnstock, neben seiner als jüdisch identifizierten sinnlichen Art, überhaupt diese Musik vollbringen: „Und wie die Sehnsucht immer farbiger, reicher und bildvoller als die Erfüllung ist, so kam es, daß ihm die deutsche Urmelodie süßer und voller floß, als wenn er mit dem Blute seines Traumvolkes geboren wäre worden“. (ZaS 88) Sehnsucht und ein In-Between-Zustand ermögliche größeres Schaffen, als die Erfüllung eines Traums. Nachdem ein Jude nie ganz deutsch sein kann, Bohnstock sich aber danach verzehrt und diese Sehnsucht sein Leben ausfüllt, kann er diese Ahnungs- und Sehnsuchtsmusik komponieren. Mit Bhabha gesagt, nur seine *Un(an)geeignetheit* und seine *partielle Repräsentation* des Deutschen ermöglicht ihm diese Fähigkeit.

Die Argumentation, die bereits in den vorangegangenen Kapiteln bei der Konstruktion deutschösterreichischer Identität mittels Differenzsetzung zum Slowenen zur Anwendung kam, wird auch in diesem Kontext erneut bedeutsam: Ähnlich wie dem Slowenen wird auch dem Juden seine als größter Vorteil angesehene Eigenschaft, eben seine Sinnlichkeit, zum Nachteil und als Legitimationsgrund für die Überlegenheit des Deutschen herangezogen: So könne der Jude Bohnstock zwar die bedeutsamere und schönere Musik komponieren, das sei ihm aber nur u.a. deswegen möglich, da er sich nicht auf gleichem intellektuellen Niveau befinde:

[Helbig:] „[...] Wir Deutsche haben eine gealterte Kultur. Unsere Anschauung ist derart mit Vernunft durchknetet, unser ganzes Arbeiten so reflexiv und überlegt worden, daß wir nur

mehr verständig überlegte Musik zu machen vermögen [...]. Denn die Musik wirkt auf ganz andere Nerven als die des Verstandes [...].

Jenes Volk [die Juden] aber hat seine Sinnlichkeit außerordentlich stark festgehalten. Die Lust am Gold, am Titel, am Prunk, am Witz und am Weibe sind zumeist lebhafter in ihm als bei den umwohnenden Ariern. Diese Ursprünglichkeit der Sinne läßt sie auch die Musik sinnenfälliger nehmen. [...]“ (ZaS 85)

Das, was Homi Bhabha für den Kolonialismus konstatiert, dass nämlich der koloniale Diskurs um eine Ambivalenz herum konstruiert sei und es durch die Mimikry zu dessen Spaltung sowie zur Entlarvung komme (Bhabha 2007b, S. 126), trifft auch auf den deutschösterreichischen Machtdiskurs zu. Der Erzähler kritisiert an mehrfachen Stellen die antisemitische Einstellung seiner Figuren, so beispielsweise Liesegangs, der sich von seiner ablehnenden Haltung gegen Bohnstock nicht abbringen lässt, während es von den anderen des Vereins heißt, dass sie hingegen „zu intelligent [waren], um prinzipienfest zu sein.“ (ZaS 89) Dennoch, bei näherer Betrachtung der Argumentation und des Handlungsverlaufes sowie Untersuchung der Judenstereotype entpuppt sich die projüdische Einstellung als einzige Farce. So seien Juden zwar „für Deutschlands und Österreichs Nutzen“, dies aber nur deswegen, weil sie aufgrund ihrer Veranlagung „viel nervöser auf Druck reagieren“ als die Deutschen und ohne sie „[d]er große deutsche Volkskessel [...] sich [...] gefühllos überheizen“ würde (ZaS 125). ‚Gut‘ ist der Jude nur solange, als er die ihm zugewiesene Rolle spielt, widerstandslos und im Stillen agiert. „Das aggressive Judentum“, so Else von Karminell, sei hingegen „ein Unding. Schon die zähe Stammgemeinschaft der unintelligenten Orthodoxen erweckt den dumpfen Groll der umlebenden Völker, und der einzige Schutz des gelobten Volkes ist, daß es unerschöpflich seine Intelligenzen an die große Weltbürgerschaft abgibt.“ (ZaS 380) Der ‚gute‘ Jude ist somit (genauso wie der ‚gute‘ Slowene) die Kehrseite einer Medaille, nämlich jener der Diskriminierung, denn auch die (schein-)positive Darstellung des Juden (und des Slowenen) verfestigen deren Fixierung als die unterlegenen und primitiven Anderen der Deutschösterreicher.

Die Ambivalenz des Diskurses wird auch an dem in den Büchern transportierten Geschichts- bzw. Abstammungsverständnis der Deutschösterreicher ersichtlich: Während der Slowene zwar eindeutig dem Deutschösterreicher als unterlegen dargestellt wird, er im Vergleich zu ihm kindlich und naiv ist, habe der Deutschösterreicher „viel gutes, reiches, herzheißes slawisches Blut [...] in seinen Adern“ (ZaS 122), was ihn bereichere und seine nationalspezifische Eigenart ausmache. Die Ursache dafür ist nach Helbig in der „Endosmose“ zu suchen, was soviel bedeute, als dass „[d]as Blut der Völker [...] sich

inzwischen“ gemischt habe und „im Slawenlande [...] das deutsche Bauernblut im wendischen“ aufgegangen sei (ZaS 122–123). So ist „verborgenes Südslawenblut“, das „dichterneigungsvoll“ „in den feinsten Gefäßen der Menschenleiblichkeiten [...] schwamm“ für das freundliche Wesen der Menschen in Österreich verantwortlich (ZaS 123).

An dieser Stelle zeigt sich jene für die Konstitution der deutschösterreichischen Identität so spezifische Abgrenzungsproblematik (siehe *Kapitel II.2.2 – Deutschösterreichische Nationalismus zwischen Österreicher- und Deutschtum*), die auch im österreichischen Ständestaat nochmals virulent werden sollte. Als Ersatz für die Sprache als Distinktionsmittel kommt der Landschaft bei Bartsch diese Funktion zu: Sie wird zum Konstituens für die nationalspezifische Eigenarten des Deutschösterreichers. Damit dient die Berufung auf slawische Komponenten im deutschösterreichischen Wesen auch der Abgrenzung von den Reichsdeutschen. Seiner Abstammung zufolge vereine der Deutschösterreicher die positiven Anteile der (reichs-)deutschen und slawischen Kultur, ohne von deren Nachteilen betroffen zu sein. Bartsch zufolge machen die slawische Gefühlshaftigkeit sowie die deutsche Überlegenheit und Reflexivität den Deutschösterreicher vielleicht nicht unbedingt zu dem *besseren* Deutschen, aber sicherlich zu dem anspruchsvolleren und interessanteren.

V Resümee

Die Analyse der drei ausgewählten Romane aus dem Frühwerk von Rudolf Hans Bartsch hat gezeigt, dass der Identitätsdiskurs mit dem Macht- und Raumdiskurs in engem Verhältnis steht. Die Zuhilfenahme der Postcolonial Studies ermöglichte dabei, der österreichdeutschen Identität den Schein der Natürlichkeit zu nehmen und sie ihrer Konstruiertheit zu entlarven. Dabei konnten in den Romanen Strukturprinzipien des kolonialen Diskurses aufgezeigt und die Ausgangsthese bestätigt werden, dass die Untersuchung eines Machtkomplexes mit postkolonialem Forschungsinteresse nicht an das Vorliegen von realhistorischen Kolonien bzw. von Internem Kolonialismus gebunden ist.

Bei der Konstruktion einer (deutsch-)österreichischen Identität spielt vor allem Raum, seine Darstellung und seine Bewertung eine bedeutsame Rolle: Er übt in den Büchern insofern einen großen Einfluss auf die Figuren aus, als er auf deren Stimmungs- und Gefühlslage (IV.7.2), aber auch unmittelbar auf die Wesensart der in ihm lebenden Bevölkerung wirkt (IV.7.3). Die Kategorie des Raums ist damit in mehrfacher Hinsicht identitätskonstitutiv: So wird ein bestimmter Raum – bei Bartsch die Untersteiermark – als Heimatraum und Traumland imaginiert. Italien bzw. der *italienische Süden* (ohne dabei eine geografische Lokalisierung vorzunehmen) werden zum unerreichbar bleibenden Sehnsuchtsziel und gleichzeitig zum Maßstab erhoben, anhand dessen andere Gebiete beurteilt werden. Seine südliche Lage und seine Nähe zu Italien machen den untersteirischen Raum zum Inbegriff und Materialisation aller Schönheit, stellen ihn über die anderen ‚deutschen‘ Gebiete (vor allem über jene Deutschlands) und machen ihn zum schönsten, den Deutschen zugänglichen Gebiet überhaupt (IV.7.2). Was als Charakteristikum für den untersteirischen Raum angesehen wird, kommt auch in der Konstruktion der deutschösterreichischen Identität zum Ausdruck. In seiner Funktion als Grundlage für nationalspezifische Charakteristika (Nationalstereotype) ist dem Raum auch immer eine differenzschaffende Funktion eigen.

Schließlich wird die Kategorie des Raums auch auf der Handlungsebene wirksam: Die untersteirische Landschaft wird dabei zum Movens, ermöglicht Handlung und macht sie notwendig. Sie ist es, wohin es sämtliche Protagonisten aufgrund ihrer besonderen Beschaffenheit nicht nur hin verlangt, sondern die es vor allem auch vor den Entwicklungen

der Moderne und vor dem aufkeimenden slowenischen Nationalismus zu schützen gilt (IV.7.4). Dabei kommen unterschiedliche Strategien zur Anwendung, mit denen der deutschösterreichische Anspruch auf die Untersteiermark legitimiert (IV.7.4.1) und die Erfordernis, für das Deutschtum zu kämpfen, begründet werden. Besonders das Thema des bedrohten Deutschen nimmt einen großen Stellenwert ein. Denn nicht nur die Untersteiermark wird als beschützungsbedürftig gezeichnet, sondern vor allem ihre deutschsprachige Bevölkerung, die der Willkür der Slowenen ausgesetzt ist (IV.7.4.2).

Die deutschösterreichische Identität wird in den Büchern Bartschs nicht nur über Raum, sondern über die Abwertung der Slowenen und der Frauen als die Anderen der Deutschen und über die Annahme eines homogenen Volkskörpers konstituiert. Dargestellt als ein Volk von Bauern zeichnen sich die Slowenen durch Naivität und Kindlichkeit aus, sie sind geschichtslos und in einem vorindustriellen Zustand verhaftet (IV.7.5.1 sowie IV.7.2). Auch Frauen sind von der Diskriminierung durch das männlich-deutsche Machtsubjekt betroffen. Sie werden als verletzlich, schwach, irrational und passiv dargestellt sowie zu Objekten männlich Machtentfaltung. Während sich deutschösterreichische weibliche Figuren eine gewisse Autonomie vorbehalten können, sind die slowenischen weiblichen Figur von einer doppelten, nämlich der geschlechtlichen und der nationalen Diskriminierung betroffen (IV.7.5.2).

Die Analyse jener Verfahren, die eine Identitätskonstruktion über die Darstellung von Kultur verfolgen, zeigt, dass der deutschösterreichische Identitätsdiskurs – dem kolonialen Diskurs gleich – um eine Ambivalenz herum konstruiert ist. So wird zwar die Aufklärung und die moralische, geistige und kulturelle Erhebung des unterlegenen Slowenen verfolgt, die gleichberechtigte Partizipation an der deutschen Kultur verwehrt; ihnen Andersartigkeit, Unwille zur Integration vorgeworfen, gleichzeitig diese jedoch verhindert. Der identitätskonstitutive deutschösterreichische Machtdiskurs eignet sich den Anderen an, reformiert ihn zu einer angepassten Version und übt damit Kontrolle über ihn aus. Der Slowene oder der Jude, die sich ihres Slowenischseins oder Jüdischseins entledigen wollen, werden zurückgeworfen und in einem Zustand des In-Betweens fixiert. Gleich dem Schwarzen, der sich im Zuge der Mimikry seiner Hautfarbe nie ganz entledigen kann, immer nur *anglisiert*, aber nie *englisch* sein kann, können auch die Anderen der Deutschösterreicher immer nur *germanisiert*, aber nie *deutsch* sein.

Die ambivalente Struktur des deutschösterreichischen Identitätsdiskurses zeigt sich noch in einer anderen Hinsicht: So läuft eine Abgrenzung sowohl von den Slowenen einerseits aber auch von den Reichsdeutschen andererseits nicht so homogen ab, wie man vermuten könnte. Der Deutschösterreicher unterscheidet sich im Diskurs insofern vom Slowene, als er *deutsch* ist; von den Reichsdeutschen hingegen, als er *slawisches Blut* in sich trägt. Damit wird der Deutschösterreicher zur Synthese slawischer und reichsdeutscher Eigenschaften (IV.7.5.3).

Bartschs Deutschösterreicher, der seine Eigenart zwar von den Reichsdeutschen bezieht, sich aber von diesen durch räumliche und rassische Einflüsse absetzt, kann als Vorläufer jenes Typus angesehen werden, dem nur wenige Jahre später Hugo von Hofmannsthal, Richard Ritter von Kralik oder Anton Wildgans, um nur einige zu nennen, unter dem Schlagwort des ‚Österreichischen Menschen‘ huldigen sollten. Dass sein Deutschösterreicher zwischen Slawentum und Deutschtum changiert und nicht eindeutig definierbar ist, ist auch ein Problem, an dem in den 1930er-Jahren der Ständestaat mit seiner Österreich-Ideologie laborierte und dieses bis zu seinem Ende nicht überwinden konnte. Dennoch: Wie ironisch maß es sich vor diesem Hintergrund an, dass eben die Literaturwissenschaft einer Zeit, in der man in Abgrenzung zu Deutschland um eine österreichische Identität rang, für Rudolf Hans Bartsch nur wenig Lob und vielmehr Ignoranz übrig hatte. Fünf bescheidene Zeilen widmet Josef Nadler in seiner Literaturgeschichte 1928 (und unverändert 1932) dem Grazer Autor, in denen er es als Verdienst Bartschs wertet, „als einziger dem österreichischen Staatsgedanken“ nachgegangen zu sein und „die Schicksalsfrage der slawenbedrohten steirischen Südmark“ aufgegriffen zu haben.²¹⁸ Fünf Jahre später waren die Einschätzungen eines jungen Kollegen Nadlers, der sich trotz NSDAP-Mitgliedschaft nach 1945 noch als angesehener Literaturwissenschaftler hervortun konnte, nämlich Adalbert Schmidts in *Deutsche Dichtung in Österreich. Eine Literaturgeschichte der Gegenwart* (1937) bei weitem nicht mehr so wohlwollend:²¹⁹

„Ein gewisser liebenswürdiger Schmelz ist ihnen allen eigen, ein Farben- und Empfindungsreichtum, der das Handlungsmäßige oft erdrückt. Die Bücher von Bartsch haben nicht wenig dazu beigetragen, das Bild vom Österreich als einem tatlosen genießerischen Schwächling zu befestigen.“ (Schmidt: *Deutsche Dichtung in Österreich*, S. 52)

²¹⁸ Josef Nadler: *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*. Bd. 4: *Der deutsche Staat. 1814–1914*. Regensburg: Habel 1928. S. 902.

²¹⁹ Adalbert Schmidt: *Deutsche Dichtung in Österreich. Eine Literaturgeschichte der Gegenwart*. 2., erg. und erw. Aufl. Wien, Leipzig: Adolf Luser 1937.

Bartschs spezifische Konstruktion des Deutschösterreichers brachte ihm damit nicht nur im ständestaatlichen Österreich herbe Kritik ein, sondern gilt auch als einer der Gründe, warum trotz früher deutschnationaler und bald nationalsozialistischer Gesinnung seine Integration in den nationalsozialistischen Kulturbetrieb nie so wirklich glücken wollte.²²⁰

Nach 1945 war man gewillt, über sein politisches Engagement und die nationalistischen Hetzen hinweg zu sehen.²²¹ Noch in den frühen 1990er-Jahren versuchte ein selbst ernannter „Entdecker und Herausgeber“ von „zu Unrecht vergessener literarischer Schätze“ eine Ehrenrettung dieses Rudolf Hans Bartschs und gegen die „Leserdenunziation“ der Trivilliteraturforschung der 1960er-Jahre vorzugehen. Umsonst, von seiner einstigen Bekanntheit ist heute nicht mehr viel übrig geblieben, kein später Ruhm wurde einem vermeintlich unterschätzten Schriftsteller bisher zuteil. – Und daran möchte auch die vorliegende Arbeit nichts ändern. Vielmehr hoffe ich mit dieser Untersuchung, (noch) weniger bekannte Seiten des vermeintlich lebenswürdigen *Schwammerl*-Autors und Konstrukteurs des Mythos ‚Alt-Wien‘ und seine Rolle als Produzenten eines antislawischen, antisemitischen und männlich-deutsch chauvinistischen – das heißt: ganze Gruppen diskriminierenden und herabwürdigenden Weltbildes aufzuzeigen.

Die Bücher Rudolf Hans Bartschs konnten naturgemäß in der vorliegenden Analyse nicht erschöpfend behandelt werden und gäben noch Material für weitere Forschungsvorhaben. Aus Platzgründen mussten so beispielsweise die bestehenden intertextuellen Bezüge zwischen den Büchern (vor allem *Frau Utta und der Jäger* nimmt auf die beiden Romane *Zwölf aus der Steiermark* und *Das deutsche Leid* Bezug) vernachlässigt werden. Besonders gewinnbringend und aussagekräftig wären beispielsweise eine vertiefende Analyse der Werke als Ausdruck des „Habsburgischen Mythos“, eine Untersuchung des Stellenwerts der Armut (worauf in *Kapitel IV.7.2* kurz verwiesen wurde) – vor allem in den Romanen, die nach 1918 erschienen sind – oder eine in Ansätzen durchgeführte Lesart aus Gender-Perspektive: Die Verführung von noch vor der Pubertät stehenden Mädchen durch alternde Männer (vgl. *Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern*), der Tod vieler

²²⁰ Baur: Einige ergänzende Bemerkungen zu der lebendigen Erinnerung Günther Noés, S. 291.

²²¹ Wenigstens einige – und hierbei vor allem einer, der selbst genügend zu vergessen hatte, nämlich Josef Nadler. In seiner erstmals 1948 erschienen *Literaturgeschichte Österreichs* wird so bspw. anstatt wie 1932 von der „Schicksalsfrage“ nur noch von der „Frage Österreich an ihrer schmerzhaften Stelle“ gesprochen. Weitere Verweise fehlen. Josef Nadler: *Literaturgeschichte Österreichs*. Linz: Österr. Verl. f. Belletristik u. Wissenschaft 1948.

Protagonistinnen (vgl. *Die Haindlkinder*, *Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern*, *Die Salige*) oder die männliche Machtausübung über Frauen und deren Selbstverständnis (vgl. *Frau Utta und der Jäger*) stellen nur einige weiterführende Fragestellungen dar.

Literaturverzeichnis

Bartsch, Rudolf Hans: *Zwölf aus der Steiermark*. Leipzig: Staackmann 1908.

Bartsch, Rudolf Hans: *Das deutsche Leid. Ein Landschafts-Roman*. Leipzig: Staackmann 1912.

Bartsch, Rudolf Hans: *Frau Utta und der Jäger*. Leipzig: Staackmann 1915.

Altermatt, Urs (Hg.): *Nation, Ethnizität und Staat in Mitteleuropa*. Wien u.a.: Böhlau 1996 (Buchreihe des Institutes für den Donaauraum und Mitteleuropa, 4).

Altermatt, Urs: *Staat, Nation und Ethnizität. Eine Einführung*. In: Altermatt, Urs (Hg.): *Nation, Ethnizität und Staat in Mitteleuropa*. Wien u.a.: Böhlau 1996 (Buchreihe des Institutes für den Donaauraum und Mitteleuropa, 4), S. 11–21.

Amann, Klaus: *Der Anschluß österreichischer Schriftsteller an das Dritte Reich. Institutionelle und bewußtseinsgeschichtliche Aspekte*. Frankfurt am Main: Athenäum 1988 (Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur, 16).

Anderson, Benedict R. O'G: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. 2., um ein Nachw. von Thomas Mergel erw. Aufl. Frankfurt/Main u.a.: Campus 2005 (Campus Bibliothek).

Andreas Szabo: *László Magyar. Mit „falscher Nationalität“ zur „falschen“ Zeit in Afrika*. In: Sauer, Walter (Hg.): *K. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika*. Wien u.a.: Böhlau 2002, S. 127–161.

Ashcroft, Bill, Ahluwalia, Davinder P. S.: *Edward Said*. Rev. 2. ed. London: Routledge 2008 (Routledge critical thinkers).

Ashcroft, Bill, Griffiths, Gareth, Tiffin, Helen: *The empire writes back. Theory and practice in post-colonial literatures*. London u.a.: Routledge 1989 (New accents).

Aspetsberger, Friedbert: *Literarisches Leben im Austrofaschismus. Der Staatspreis*. Königstein: Hain 1980 (Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur, 2).

Assmann, Aleida, Friese, Heidrun: *Einleitung*. In: Assmann, Aleida, Friese, Heidrun (Hg.): *Identitäten*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (Erinnerung, Geschichte, Identität, 3), S. 11–23.

Assmann, Aleida, Friese, Heidrun (Hg.): *Identitäten*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (Erinnerung, Geschichte, Identität, 3).

Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 5. Aufl. München: Beck 2005 (Beck'sche Reihe, 1307).

Bartsch, Rudolf Hans: *Ewiges Arkadien!* Leipzig: Staackmann 1920.

Bartsch, Rudolf Hans: *'Wie wir unsere Armut tragen ...'. Ein tröstliches Buch*. Leipzig: Staackmann 1932.

Battiston-Zuliani, Régine (Hg.): *Funktion von Natur und Landschaft in der österreichischen Literatur. Nature et paysages: un enjeu autrichien*. Bern u.a.: Lang 2004 (Convergences, Vol. 30).

Baur, Uwe: *Einige ergänzende Bemerkungen zu der lebendigen Erinnerung Günther Noés an seinen „Onkel“ Rudolf Hans Bartsch. Kommentar*. In: ÖGL, 5 (2003), S. 290–291.

Bhabha, Homi K. (Hg.): *Die Verortung der Kultur*. Unveränd. Nachdr. der 1. Aufl. Tübingen: Stauffenburg 2007 (Stauffenburg discussion, 5).

Bhabha, Homi K.: *Die Frage des Anderen. Stereotyp, Diskriminierung und der Diskurs des Kolonialismus*. In: Bhabha, Homi K. (Hg.): *Die Verortung der Kultur*. Unveränd. Nachdr. der 1. Aufl. Tübingen: Stauffenburg 2007 (Stauffenburg discussion, 5), S. 97–123.

Bhabha, Homi K.: *Von Mimikry und Menschen. Die Ambivalenz des kolonialen Diskurses*. In: Bhabha, Homi K. (Hg.): *Die Verortung der Kultur*. Unveränd. Nachdr. der 1. Aufl. Tübingen: Stauffenburg 2007 (Stauffenburg discussion, 5), S. 125–136.

Bobinac, Marijan, Müller-Funk, Wolfgang (Hg.): *Gedächtnis – Identität – Differenz. Zur kulturellen Konstruktion des südosteuropäischen Raumes und ihr deutschsprachigen Kontext*. Tübingen u.a.: Francke 2008 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 12).

Bock, Hans Manfred: *Nation als vorgegebene oder vorgestellte Wirklichkeit? Anmerkungen zur Analyse fremdnationaler Identitätszuschreibung*. In: Florack, Ruth (Hg.): *Nation als Stereotyp. Fremdwahrnehmung und Identität in deutscher und französischer Literatur*. Tübingen: Niemeyer 2000 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 76), S. 11–36.

Bruckmüller, Ernst: *Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse*. 2., erg. u. erw. Aufl. Wien, Graz u.a.: Böhlau 1996 (Studien zu Politik und Verwaltung, 4).

Burtscher-Bechter, Beate: *Diskursanalytisch-kontextuelle Theorien*. In: Sexl, Martin (Hg.): *Einführung in die Literaturtheorie*. Wien: WUV 2004 (UTB, 2527), S. 257–288.

Castro Varela, Maria do Mar, Dhawan, Nikita: *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: Transcript 2005 (Cultural studies, 12).

Clementsitsch, Brigitte: *Natur und Landschaft in der Dichtung. Ein Versuch über Rudolf Hans Bartsch.* Universität Wien: Diss. 1933.

Csáky, Moritz: *Die Vielfalt der Habsburgermonarchie und die nationale Frage.* In: Altermatt, Urs (Hg.): *Nation, Ethnizität und Staat in Mitteleuropa.* Wien u.a.: Böhlau 1996 (Buchreihe des Institutes für den Donauraum und Mitteleuropa, 4), S. 44–64.

Dantine, Johannes, Thien, Klaus, Weinzierl, Michael (Hg.): *Protestantische Mentalitäten.* Wien: Passagen 1999 (Passagen Gesellschaft).

Daviau, Donald G. (Hg.): *Austrian writers and the Anschluss. Understanding the past – overcoming the past.* Riverside Calif.: Ariadne Press 1991 (Studies in Austrian literature, culture, and thought).

Detrez, Raymond: *Colonialism in the Balkans. Historic Realities and Contemporary Perceptions* (2002).

Online verfügbar unter <http://www.kakanien.ac.at/beitr/postcol/RDetrez1.pdf>. (30.3.2010)

Ehs, Tamara (Hg.): *Hans Kelsen. Eine politikwissenschaftliche Einführung.* Wien: facultas.wuv 2009.

Eickelpasch, Rolf, Rademacher, Claudia: *Identität.* Bielefeld: Transcript 2004 (Einsichten).

Feichtinger, Johannes: *Habsburger (post)-colonial. Anmerkungen zur Inneren Kolonisierung in Zentraleuropa.* In: Feichtinger, Johannes, Prutsch, Ursula, Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2), S. 13–31.

Feichtinger, Johannes: *Das Neue bei Mach, Freud und Kelsen. Zur Aufkündigung der Legitimationsfunktion in den Wissenschaften in Wien und Zentraleuropa um 1900.* In: Feichtinger, Johannes, Großegger, Elisabeth, Marinelli-König, Getraud et al. (Hg.): *Schauplatz Kultur – Zentraleuropa. Transdisziplinäre Annäherungen.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2006 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, Bd. 7), S. 297–306.

Feichtinger, Johannes, Großegger, Elisabeth, Marinelli-König, Getraud et al. (Hg.): *Schauplatz Kultur – Zentraleuropa. Transdisziplinäre Annäherungen.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2006 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, Bd. 7).

Feichtinger, Johannes, Müller, Sabine: *Nachwort: Kelsen im wissenschaftshistorischen Kontext. Das reine Recht und die „Freude der Demokratie“.* In: Ehs, Tamara (Hg.): *Hans Kelsen. Eine politikwissenschaftliche Einführung.* Wien: facultas.wuv 2009, S. 209–236.

Feichtinger, Johannes, Prutsch, Ursula, Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2).

Feichtinger, Johannes, Stachel, Peter (Hg.): *Das Gewebe der Kultur. Kulturwissenschaftliche Analysen zur Geschichte und Identität Österreichs in der Moderne.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2001.

Fellner, Fritz: *Die Historiographie zur Österreichisch-deutschen Problematik als Spiegel der nationalpolitischen Diskussion.* In: Lutz, Heinrich, Rumpler, Helmut (Hg.): *Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert. Probleme der politisch-staatlichen und soziokulturellen Differenzierung im deutschen Mitteleuropa.* Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1982 (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, 9), S. 33–59.

Florack, Ruth (Hg.): *Nation als Stereotyp. Fremdwahrnehmung und Identität in deutscher und französischer Literatur.* Tübingen: Niemeyer 2000 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 76).

Golczewski, Mechthild: *Der Balkan in deutschen und österreichischen Reise- und Erlebnisberichten. 1912–1918.* Wiesbaden: Steiner 1981 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 16).

Golec, Boris: *Der Wandel im ethnischen Gefüge der Steiermark.* In: Heppner, Harald, Reisinger, Nikolaus (Hg.): *Steiermark. Wandel einer Landschaft im langen 18. Jahrhundert.* Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2006 (Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 12), S. 69–91.

Hahl, Hans Heinz: *Hofräte, Revoluzzer, Hungerleider. Vierzig verschollene österreichische Literaten.* Wien: Wiener Journal 1990 (Edition Atelier).

Hall, Stuart: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2.* 2. Auflage. Hamburg: Argument 2000.

Hantsch, Hugo, Voegelin, Eric, Valsecchi, Franco (Hg.): *Historica. Festschrift für Friedrich Engel-Janosi.* Wien, Freiburg, Basel: Herder 1965.

Hárs, Endre, Müller-Funk, Wolfgang, Reber, Ursula et al. (Hg.): *Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn.* Tübingen u.a.: Francke 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 9).

Hartmann, Telse: *Kultur und Identität. Szenarien der Deplatzierung im Werk Joseph Roths.* Zugl.: Göttingen, Georg-August-Univ., Diss., 2004. Tübingen u.a.: Francke 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 10).

Haupt, Birgit: *Zur Analyse des Raums.* In: Wenzel, Peter (Hg.): *Einführung in die Erzähltextanalyse. Kategorien, Modelle, Probleme.* Trier: WVT Wiss. Verl. Trier 2004 (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium, 6), S. 69–87.

Heer, Friedrich: *Der Kampf um die österreichische Identität.* Wien u.a.: Böhlau 1981.

Heppner, Harald, Reisinger, Nikolaus (Hg.): *Steiermark. Wandel einer Landschaft im langen 18. Jahrhundert.* Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2006 (Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 12).

Hermant, Jost (Hg.): *Mit den Bäumen sterben die Menschen. Zur Kulturgeschichte der Ökologie.* Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1993 (Literatur – Kultur – Geschlecht, Bd. 6).

Hoffmann, Gerhard: *Raum, Situation, erzählte Wirklichkeit. Poetologische und historische Studien zum englischen und amerikanischen Roman.* Stuttgart: Metzler 1978.

Hofmannsthal, Hugo von: *Wir Österreicher und Deutschland (1915).* In: Hofmannsthal, Hugo von: *Reden und Aufsätze II. 1914–1924.* Frankfurt am Main: Fischer 1979 (Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Fischer-Taschenbücher 2167), S. 390–397.

Hubbard, William H.: *Auf dem Weg zur Großstadt. Eine Sozialgeschichte der Stadt Graz 1850–1914.* Wien: Verl. für Geschichte u. Politik 1984 (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, 17).

Huddart, David: *Homi K. Bhabha.* London u.a.: Routledge 2006 (Routledge critical thinkers).

Institut für Österreichkunde (Hg.): *Österreich am Vorabend des ersten Weltkrieges.* Graz, Wien: Stiasny 1964.

Johnston, William M.: *Der österreichische Mensch. Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs.* Wien, Graz: Böhlau 2010 (Studien zu Politik und Verwaltung, 94).

Kaszyński, Stefan H., Piontek, Sławomir (Hg.): *Die habsburgischen Landschaften in der österreichischen Literatur. Beiträge des 11. Polnisch-Österreichischen Germanistentreffens, Warschau 1994.* Poznań: Wydawn. Naukowe UAM 1995.

Klaffenböck, Arnold: „In jedem Treppenwinkel blüht hier ein Roman.“. *Diskurse von Alt-Neu-Wien in der Unterhaltungsliteratur 1860–1938.* In: Sommer, Monika, Uhl, Heidemarie (Hg.): *Mythos Alt-Wien. Spannungsfelder urbaner Identitäten.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2009 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 9), S. 121–149.

Kłańska, Maria: *Die Funktion der galizischen Landschaft in den Werken von Leopold von Sacher-Masoch, Karl Emil Franzos und Joseph Roth.* In: Battiston-Zuliani, Régine (Hg.): *Funktion von Natur und Landschaft in der österreichischen Literatur. Nature et paysages: un enjeu autrichien.* Bern u.a.: Lang 2004 (Convergences, Vol. 30), S. 51–71.

Klawitter, Arne, Ostheimer, Michael: *Literaturtheorie – Ansätze und Anwendungen.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008 (UTB, 3055).

Klein, Anton: *Die inneren Verhältnisse der Österreichisch-ungarischen Monarchie am Vorabend des großen Völkerringens.* In: Institut für Österreichkunde (Hg.): *Österreich am Vorabend des ersten Weltkrieges.* Graz, Wien: Stiasny 1964, S. 25–47.

Kolm, Evelyn: *Die Ambitionen Österreich-Ungarns im Zeitalter des Hochimperialismus.* Frankfurt am Main: Peter Lang 2001 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 900).

Kořalka, Jiří: *Bedingtheiten und Entscheidungen angesichts der Krise der Multinationalen Monarchie. Prag-Frankfurt im Frühjahr 1848.* Österreich zwischen Großdeutschtum und

Austroslawismus. In: Lutz, Heinrich, Rumpler, Helmut (Hg.): *Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert. Probleme der politisch-staatlichen und soziokulturellen Differenzierung im deutschen Mitteleuropa*. Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1982 (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, 9), S. 117–139.

Kreutzer, Eberhard: *Kolonialismus*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*. Stuttgart u.a.: Metzler 2005 (SM, 351), S. 92.

Kreutzer, Eberhard: *Postkoloniale Literaturtheorie und -kritik*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*. Stuttgart u.a.: Metzler 2005 (SM, 351), S. 178–181.

Kreutzer, Eberhard: *Postkolonialismus/Postkolonialität*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*. Stuttgart u.a.: Metzler 2005 (SM, 351), S. 181–183.

Kunze, Rolf-Ulrich: *Nation und Nationalismus*. Darmstadt: WBG 2005 (Kontroversen um die Geschichte).

Lahn, Silke, Meister, Jan Christoph: *Einführung in die Erzähltextanalyse*. Stuttgart u.a.: Metzler 2008.

Leeb, Rudolf: *Der österreichische Protestantismus und die Los-von-Rom-Bewegung*. In: Dantine, Johannes, Thien, Klaus, Weinzierl, Michael (Hg.): *Protestantische Mentalitäten*. Wien: Passagen 1999 (Passagen Gesellschaft), S. 195–230.

Löfgren, Orvar: *Natur, Tiere und Moral. Zur Entwicklung der bürgerlichen Naturauffassung*. In: Utz, Jeggler, Korff, Gottfried; Scharfe, Martin et al. (Hg.): *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1986 (Rowohlts Enzyklopädie, 431), S. 122–144.

Luthar, Oto: *The land between. A history of Slovenia*. Frankfurt am Main: Peter Lang 2008.

Lutz, Heinrich, Rumpler, Helmut (Hg.): *Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert. Probleme der politisch-staatlichen und soziokulturellen Differenzierung im deutschen Mitteleuropa*. Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1982 (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, 9).

Magris, Claudio: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg: Otto Müller Vlg 1966.

Mills, Sara: *Der Diskurs. Begriff, Theorie, Praxis*. Tübingen u.a.: Francke 2007 (UTB, 2333).

Moll, Martin: *Kein Burgfrieden. Der deutsch-slowenische Nationalitätenkonflikt in der Steiermark 1900–1918*. Innsbruck: Studien-Verl. 2007.

Müller-Funk, Wolfgang: *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*. Wien u.a.: Springer 2002.

Müller-Funk, Wolfgang: *Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur.* In: Müller-Funk, Wolfgang, Plener, Peter, Ruthner, Clemens (Hg.): *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie.* Tübingen u.a.: Francke 2002 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 1), S. 14–32.

Müller-Funk, Wolfgang: *Das Eigene und das Andere / Der, die das Fremde. Zur Begriffsklärung nach Hegel, Levinas, Kristeva, Waldenfels.* In: Feichtinger, Johannes, Prutsch, Ursula, Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2), S. 83–95.

Müller-Funk, Wolfgang, Wagner, Birgit (Hg.): *Eigene und andere Fremde. „postkoloniale“ Konflikte im europäischen Kontext.* Wien: Turia + Kant 2005 (Reihe Kultur.Wissenschaften, 8,4).

Müller-Funk, Wolfgang: *Polyphems Kinder. Kulturelle Irrfahrten zwischen Zentren und Peripherie.* In: Hárs, Endre, Müller-Funk, Wolfgang, Reber, Ursula et al. (Hg.): *Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn.* Tübingen u.a.: Francke 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 9), S. 17–39.

Müller-Funk, Wolfgang, Plener, Peter, Ruthner, Clemens (Hg.): *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie.* Tübingen u.a.: Francke 2002 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 1).

Nadler, Josef: *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften.* Bd. 4: *Der deutsche Staat. 1814–1914.* Regensburg: Habel 1928.

Nadler, Josef: *Literaturgeschichte Österreichs.* Linz: Österr. Verl. f. Belletristik u. Wissenschaft 1948.

Niedermüller, Peter: *Der Mythos des Unterschieds. Vom Multikulturalismus zur Hybridität.* In: Feichtinger, Johannes, Prutsch, Ursula, Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2), S. 69–81.

Noé, Günther: *Erinnerungen an Rudolf Hans Bartsch (1873–1952).* In: *ÖGL*, 5 (2003), S. 282–290.

Nünning, Ansgar (Hg.): *Neue Ansätze in der Erzähltheorie.* Trier: WVT Wiss. Verl. Trier 2002 (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium, 4).

Nünning, Ansgar (Hg.): *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften.* Stuttgart u.a.: Metzler 2005 (SM, 351).

Nünning, Ansgar: *Stereotyp.* In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften.* Stuttgart u.a.: Metzler 2005 (SM, 351), S. 204–205.

Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe.* 4., aktualisierte u. erw. Aufl. Stuttgart u.a.: Metzler 2008.

Osterhammel, Jürgen: *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*. München: Beck 2006 (Beck'sche Reihe, 2002).

Pail, Gerhard: *Rudolf Hans Bartsch und sein Roman Brüder im Sturm (1940)*. In: Daviau, Donald G. (Hg.): *Austrian writers and the Anschluss. Understanding the past – overcoming the past*. Riverside Calif.: Ariadne Press 1991 (Studies in Austrian literature, culture, and thought), S. 168–186.

Pickering, Michael: *Stereotyping. The politics of representation*. 1. publ. Basingstoke u.a.: Palgrave 2001.

Pleterski, Janko: *Die Slowenen*. In: Wandruszka, Adam, Urbanitsch, Peter (Hg.): *Die Völker des Reiches*. Wien: Vlg. d. Österr. Akademie d. Wissenschaft 1980 (Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd III, 2), S. 801–838.

Preisinger, Alexander, Harrant Bernadette: *Neureiche, Schieber und Spekulanten. Ökonomie in der österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit*. In: ÖGL, 1 (2010), S. 52–64.

Prutsch, Ursula: *Habsburg postcolonial*. In: Feichtinger, Johannes, Prutsch, Ursula, Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2), S. 33–43.

Puschner, Uwe, Schmitz, Walter, Ulbricht, Justus H. (Hg.): *Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918*. München, New Providence, London, Paris: Saur 1996.

Reinhard, Wolfgang: *Kleine Geschichte des Kolonialismus*. Stuttgart: Kröner 1996 (Kröners Taschenausgabe, 475).

Reisigl, Martin: *Stereotyp*. In: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen u.a.: Max Niemeyer 2007 (Rhet – St, Bd. 8), S. 1368–1389.

Roe, Ian F., Warren, John (Hg.): *The Biedermeier and beyond. Selected papers from the symposium held at St. Peter's College, Oxford from 19–21 september 1997*. Bern, Wien: Lang 1999 (British and Irish studies in German language and literature, 17).

Rumpler, Helmut, Suppan, Arnold (Hg.): *Geschichte der Deutschen im Bereich des heutigen Slowenien 1848–1941. Zgodovina nemcev na območju danasnje Slovenije 1848–1941*. Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1988 (Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts, Bd. 13).

Ruthner, Clemens: *K.u.k. Kolonialismus als Befund, Befindlichkeit und Metapher: Versuch einer weiteren Klärung*. In: Feichtinger, Johannes, Prutsch, Ursula, Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2), S. 111–127.

Said, Edward W.: *Orientalism*. Repr. with a new preface. London: Penguin Books 2003 (Penguin classics).

Samide, Irena: „Spieglein, Spieglein an der Wand: wo liegt das holde Neunte Land?“. *Der habsburgische Mythos aus slowenischer Sicht*. In: Müller-Funk, Wolfgang, Plener, Peter, Ruthner, Clemens (Hg.): *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Tübingen u.a.: Francke 2002 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 1), S. 201–210.

Sauer, Walter: *Jenseits der „Entdeckungsgeschichte“. Forschungsergebnisse und Perspektiven*. In: Sauer, Walter (Hg.): *K. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika*. Wien u.a.: Böhlau 2002, S. 7–15.

Sauer, Walter (Hg.): *K. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika*. Wien u.a.: Böhlau 2002.

Schmidt, Adalbert: *Deutsche Dichtung in Österreich. Eine Literaturgeschichte der Gegenwart*. 2., erg. und. erw. Aufl. Wien, Leipzig: Adolf Luser 1937.

Sexl, Martin (Hg.): *Einführung in die Literaturtheorie*. Wien: WUV 2004 (UTB, 2527).

Sommer, Monika, Uhl, Heidemarie (Hg.): *Mythos Alt-Wien. Spannungsfelder urbaner Identitäten*. Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2009 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 9).

Sonnleitner, Johann: *Deutscher Wald und Böhmisches Dorf. Die böhmisch-mährischen Landschaften im Nationalitätenkonflikt*. In: Kaszyński, Stefan H., Piontek, Sławomir (Hg.): *Die habsburgischen Landschaften in der österreichischen Literatur. Beiträge des 11. Polnisch-Österreichischen Germanistentreffens, Warschau 1994*. Poznań: Wydawn. Naukowe UAM 1995, S. 197–218.

Staudinger, Eduard G.: *Die Südmark. Aspekte der Programmatik und Struktur eines deutschen Schutzvereins in der Steiermark bis 1914*. „Südmark“. Programski in strukturni vidiki nemškega zaščitnega društva na Štajerskem do 1914. In: Rumpler, Helmut, Suppan, Arnold (Hg.): *Geschichte der Deutschen im Bereich des heutigen Slowenien 1848–1941. Zgodovina nemcev na območju danasnje Slovenije 1848–1941*. Wien: Verl. für Geschichte und Politik 1988 (Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts, Bd. 13), S. 130–154.

Štih, Peter, Simoniti, Vasko, Vodopivec, Peter: *Slowenische Geschichte. Gesellschaft – Politik – Kultur*. Graz: Leykam 2008 (Veröffentlichungen der Historischen Landeskommission für Steiermark, 40, Zbirka Zgodovinskega časopisa, 34).

Stillmark, Alexander: *'Es war alles gut und erfüllt'. Rudolf Hans Bartsch's Schwammerl and the Making of the Schubert Myth*. In: Roe, Ian F., Warren, John (Hg.): *The Biedermeier and beyond. Selected papers from the symposium held at St. Peter's College, Oxford from 19–21 september 1997*. Bern, Wien: Lang 1999 (British and Irish studies in German language and literature, 17), S. 225–234.

Straub, Jürgen: *Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs.* In: Assmann, Aleida, Friese, Heidrun (Hg.): *Identitäten.* 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (Erinnerung, Geschichte, Identität, 3), S. 74–104.

Suppan, Arnold: *Die Untersteiermark, Krain und das Küstenland zwischen Maria Theresia und Franz Joseph (1740–1918).* In: Suppan, Arnold (Hg.): *Zwischen Adria und Karawanken.* Sonderausgabe. Berlin: Siedler 2002 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 264–348.

Suppan, Arnold (Hg.): *Zwischen Adria und Karawanken.* Sonderausgabe. Berlin: Siedler 2002 (Deutsche Geschichte im Osten Europas).

Suppanz, Werner: *Die Bürde des „österreichischen Menschen“. Der (post-)kolonialen Blick des autoritären „Ständestaates“ auf die zentraleuropäische Geschichte.* In: Feichtinger, Johannes, Prutsch, Ursula, Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2), S. 303–314.

Sutter, Berthold: *Die politische und rechtliche Stellung der Deutschen in Österreich 1848 bis 1918.* In: Wandruszka, Adam, Urbanitsch, Peter (Hg.): *Die Völker des Reiches.* Wien: Vlg d. Österr. Akademie d. Wissenschaft 1980 (Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd III, 1), S. 154–339.

Uhl, Heidemarie: *Kulturelle Strategien nationaler Identitätspolitik in Graz um 1900.* In: Feichtinger, Johannes, Stachel, Peter (Hg.): *Das Gewebe der Kultur. Kulturwissenschaftliche Analysen zur Geschichte und Identität Österreichs in der Moderne.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2001, S. 83–103.

Uhl, Heidemarie: *Zwischen „Habsburgischem Mythos“ und (Post-)Kolonialismus. Zentraleuropa als Paradigma für Identitätskonstruktionen in der (Post-)Moderne.* In: Feichtinger, Johannes, Prutsch, Ursula, Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis.* Innsbruck, Wien u.a.: Studien-Verl. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität, 2), S. 45–54.

Urbanitsch, Peter: *Die Deutschen in Österreich. Statistisch-deskriptiver Überblick.* In: Wandruszka, Adam, Urbanitsch, Peter (Hg.): *Die Völker des Reiches.* Wien: Vlg d. Österr. Akademie d. Wissenschaft 1980 (Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd III, 1), S. 33–153.

Utz, Jeggle, Korff, Gottfried, Scharfe, Martin et al. (Hg.): *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1986 (Rowohlts Enzyklopädie, 431).

Volkman, Laurenz: *Trivilliteratur.* In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe.* 4., aktualisierte u. erw. Aufl. Stuttgart u.a.: Metzler 2008.

Wagner, Karl: *„Die Grazer Poeten-Colonie“. Literatur aus und über Graz 1848–1918.* In: Kaszyński, Stefan H., Piontek, Sławomir (Hg.): *Die habsburgischen Landschaften in der österreichischen Literatur. Beiträge des 11. Polnisch-Österreichischen Germanistentreffens,* Warschau 1994. Poznań: Wydawn. Naukowe UAM 1995, S. 93–109.

Wagner, Peter: *Fest-Stellungen. Beobachtungen zur sozialwissenschaftlichen Diskussion über Identität.* In: Assmann, Aleida, Friese, Heidrun (Hg.): *Identitäten.* 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (Erinnerung, Geschichte, Identität, 3), S. 44–72.

Waldenfels, Bernhard: *Der Stachel des Fremden.* 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991 (stw, 868).

Waldenfels, Bernhard: *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (stw, 1320).

Wallas, Armin A. 1991. *Das Bild Sloweniens in der österreichischen Literatur.* In: *Acta Neophilologica,* Jg. 24, S. 55–76.

Wandruszka, Adam, Urbanitsch, Peter (Hg.): *Die Völker des Reiches.* Wien: Vlg d. Österr. Akademie d. Wissenschaft 1980 (Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd III, 1).

Wenzel, Peter (Hg.): *Einführung in die Erzähltextanalyse. Kategorien, Modelle, Probleme.* Trier: WVT Wiss. Verl. Trier 2004 (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium, 6).

William Rollins: *Bund Heimatschutz.* In: Hermand, Jost (Hg.): *Mit den Bäumen sterben die Menschen. Zur Kulturgeschichte der Ökologie.* Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1993 (Literatur – Kultur – Geschlecht, Bd. 6), S. 149–181.

Wodak, Ruth, de Cillia, Rudolf, Reisigl, Martin et al.: *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1349).

Wolschke-Bulmahn, Joachim: *Auf der Suche nach Arkadien. Zu Landschaftsidealen und Formen der Naturaneignung in der Jugendbewegung und ihrer Bedeutung für die Landespflege.* München: Minerva-Publ. 1990 (Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung, 11).

Wolschke-Bulmahn, Joachim: *Heimatschutz.* In: Puschner, Uwe, Schmitz, Walter, Ulbricht, Justus H. (Hg.): *Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918.* München, New Providence, London, Paris: Saur 1996, S. 533–543.

Zöllner, Erich: *Formen und Wandlungen des Österreichbegriffes.* In: Hantsch, Hugo, Voegelin, Eric, Valsecchi, Franco (Hg.): *Historica. Festschrift für Friedrich Engel-Janosi.* Wien, Freiburg, Basel: Herder 1965, S. 63–89.

Abstract

Der österreichische Schriftsteller Rudolf Hans Bartsch (1873–1952) zählte zu den erfolgreichsten Populärschriftstellern der österreichischen Vor- und Zwischenkriegszeit. Obwohl er sich Zeit seines Lebens großer Beliebtheit erfreute, ist Bartsch heute fast gänzlich unbekannt. Erwähnung finden seine Werke, wenn überhaupt, ausschließlich im Zuge trivilliterarischer Untersuchungen zur Zwischenkriegszeit und innerhalb der Schubert-Forschung; lieferte er doch mit seinem Bestseller *Schwammerl* die Vorlage zu Heinrich Bertés Operette *Das Dreimäderlhaus* (1916), die den Ruhm und die Wiederentdeckung Schuberts begründete.

Rudolf Hans Bartsch war jedoch nicht nur als Konstrukteur des Mythos ‚Alt-Wien‘ tätig, sondern setzte sich, vor allem in seinem Frühwerk, mit der ungelösten und vor dem Ersten Weltkrieg immer dringlicher werdenden Südslawenfragen in der Untersteiermark auseinander. Was in seinem gesamten Werk, auch in den biedermeierlich anmutenden Novellen, mitschwingt, tritt in diesen Texten offen zutage: aggressiver Antislawismus, Antiklerikalismus und Deutschchauvinismus.

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit ist die Grundannahme, dass die Bücher Ausdruck eines deutschösterreichischen Machtdiskurses sind. Es wird der Frage nachgegangen, inwieweit in diesem Machtdiskurs eine österreichische Identität konstruiert wird und mit welchen diskursiven Strategien dies erfolgte. Beeinflusst von der Kakanien-Forschung, die den österreichisch-ungarischen Machtkomplex aus postkolonialer Perspektive beleuchtet, wird des Weiteren untersucht, inwieweit der hegemoniale Diskurs, der am Vorabend des Ersten Weltkrieges auf deutschösterreichischer Seite wirksam geworden ist, strukturelle Ähnlichkeiten mit dem kolonialen Diskurs aufweist.

Zur Untersuchung werden dabei drei Romane aus dem Frühwerk Bartschs herangezogen. Alle drei Werke sind in der Steiermark situiert und thematisieren den Nationalitätenkonflikt zwischen der deutsch- und der slowenischsprachigen Bevölkerung. Als zeitliche Zäsur gilt 1914.

Lebenslauf

Bernadette Harrant

* 18. März 1985 in Wien

Staatsangehörigkeit: Österreich

Aktuelle Tätigkeit

Lektorin bei *facultas.wuv* (www.facultas.wuv.at) seit 04/2006, Fachbereich „Medizin & Naturwissenschaften“

Qualifikationen

Sprachkenntnisse: Englisch (B2)

EDV-Kenntnisse: fundierte Kenntnisse in MS Office, sehr gute Beherrschung von MS Word (Satztätigkeit), rudimentäre Kenntnisse: Adobe InDesign und Adobe Photoshop

Ausbildung

Nov. 2009	Europäischer Wirtschaftsführerschein – Stufe A
Feb. 2009	Absolvierung eines Einführungskurses in Photoshop
SS 2007	Auslandssemester im Rahmen von ERASMUS an der Humboldt Universität zu Berlin
seit WS 2003	Beginn der Diplomstudien Deutsche Philologie sowie Theater-, Film- und Medienwissenschaft
1995–2003	Matura an dem Gymnasium der <i>Armen Schulschwestern Unserer Lieben Frau</i> , Friesgasse 5, 1150 Wien

Tätigkeiten

Oktober 2008/2009	Frankfurter Buchmesse
SS 2006	Leitung des Tutoriums „Textanalyse“ gemeinsam mit Clemens Özelt
seit April 2006	Lektorin bei <i>facultas.wuv</i> , Fachbereich „Medizin & Naturwissenschaften“
Dez. 2005–März 2006	freie Lektoratstätigkeit bei <i>facultas.wuv</i>
Nov. 2005–Mai 2006	freiberuflich bei dem Filmmagazin <i>ray</i> beschäftigt; zuständig für die Abonnentenabteilung
Sept.–Nov. 2005	Verlagspraktikum bei <i>facultas.wuv</i> , Bergg. 5, 1090 Wien
Aug.–Sept. 2004	Regiehospitantz an den Kammerspielen bei der Produktion „Arsen und alte Spitzen“ (Regie: Beverly Blankenship)

Publikationen & Forschungsinteresse

Gem. mit Alexander Preisinger: Neureiche, Schieber und Spekulanten. Ökonomie in der österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit, in: Österreich in Geschichte und Literatur, 1 (2010), S. 52–63.

Gem. mit Alexander Preisinger: „das Geld macht immerzu Geschichte(n)“ – Stadelmanns freiwirtschaftliche Poesie, in: Gerhard Senft (Hg.), Zwischen Zeiten und Unzeiten. Gedenkschrift für Ludwig Stadelmann 1917–2004 zu seinem 90. Geburtstag, Leipzig 2007, S. 108–127

Forschungsinteresse: Österreichische Literatur der Vor- und Zwischenkriegszeit